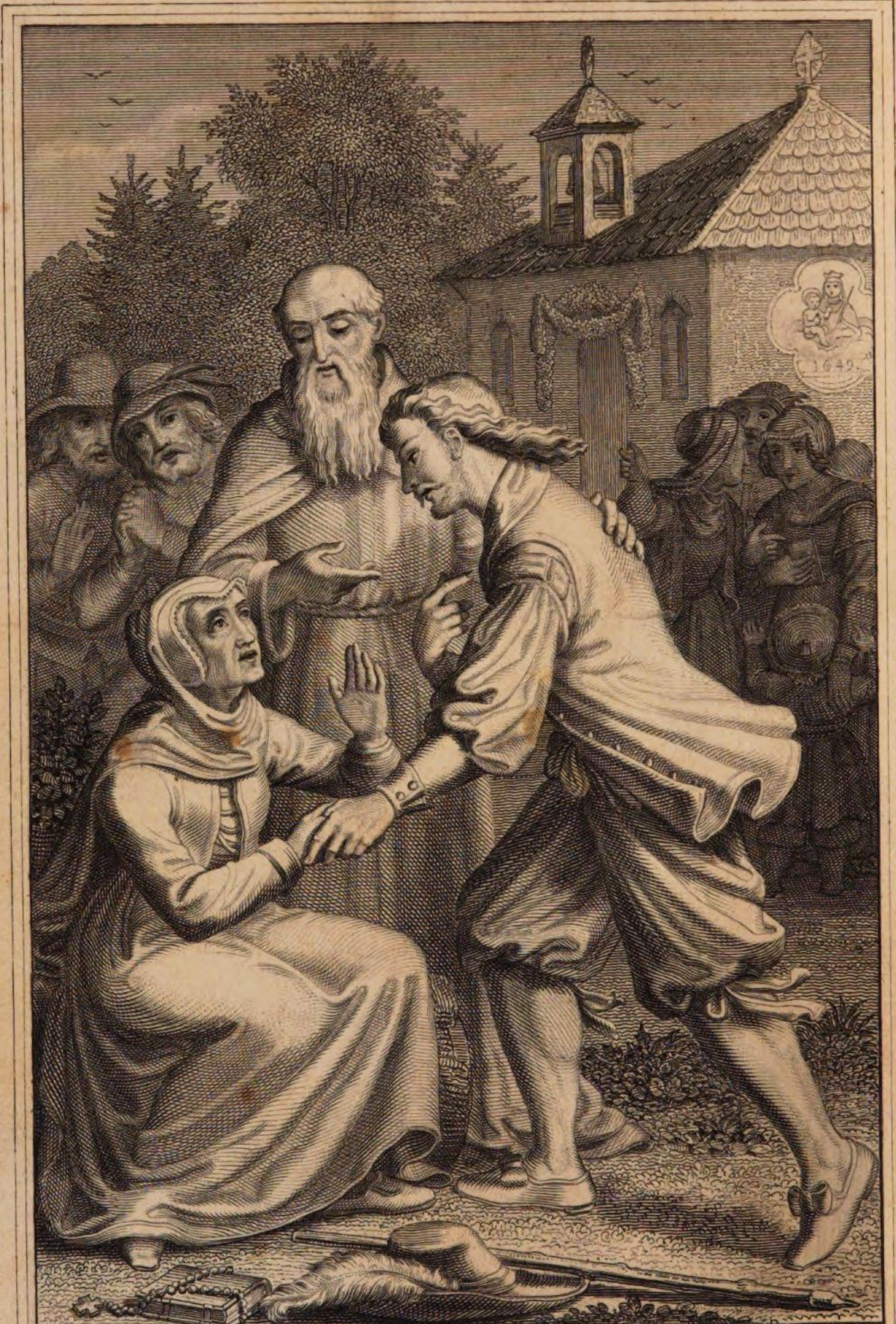

J. Leudner inv. & sc.

Die Marienkapelle.

Verlag von J. Prechter in Neuburg a/D.

Pater Edmund's

Erzählungen und Volkssagen.

Erstes Bändchen.

Die Marienkapelle.

Mit einem Stahlstiche.

Neuburg a. d. D.
Verlag von Johann Prechter.
1841.

358. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalts-Verzeichniß.

Die Marienkapelle.

		Seite
1.	Die Standeswahl	5
2.	Ins Elend	8
3.	Neues Elend	13
4.	Die Versuchung	17
5.	Der Hütbube	24
6.	Der Schreibunterricht	30
7.	Der Soldat	39
8.	Der Verwundete	44
9.	Ins Elend	49
10.	Die Heimath	55

Die junge Indianerin.

1.	Die Gefangene	60
2.	Das Geldstück	68
3.	Das kostbare Geschenk	76

Vorrede.

Bei der großen Anzahl von Jugendschriften und Volksbüchern ist es immer eine wagliche Sache, mit einer neuen ans Licht zu treten. Doch sey es. Sie entsprang nicht aus der Eitelkeit, als Schriftsteller seinen Namen in der Welt bekannt zu machen, nicht aus Gewinnsucht, was man in unserer spekulationslustigen Zeit leicht argwöhnt, sondern aus der Absicht, auf diese Weise die Ehre Gottes und die in unsern Tagen tief gesunkene Verehrung Mariens in etwas zu fördern, und die Liebe zum Vaterlande wie zur katholischen Kirche zu stärken.

Ich wählte die Erzählung, weil sie am verständlichsten und Kindern und dem gemeinen Volke am angenehmsten ist. Nicht die Dichtung

durchweg, um keinen zu behelligen; nicht die wahre Geschichte allein, sie ist dem Hausverstande des Kindes und Volkes zu kalt und steif. Auch die Legende fand, wie man hofft, ihren geeigneten Platz, sie ist aus dem Volke und für das Volk erwachsen. Dieß für den Standpunkt, von dem aus die folgende Erzählung gelesen seyn will.

Gebe Gott seinen Segen! Dieß wünscht

Am Feste Mariä Schnee 1840.

Der Verfasser.

Die Marienkapelle.

1. Die Standeswahl.

„Buben! dießmal habt ihr eure Sache brav gemacht,“ sprach der zum Krüppel geschossene Soldat Peter. „Ihr werdet mit der Zeit prächtige Soldaten.“ Dieß gefiel den Knaben. „Nun, Peter, müßt ihr uns dafür etwas erzählen.“ Peter setzte sich nieder, die Knaben im Kreise umher. Er erzählte, wie es ihm und seinen Kameraden am weissen Berge bei Prag in Böhmen ergangen; „Und,“ setzte er mit ernster Miene hinzu, „denkt euch nur, da haben wir den Winterkönig gefangen, und seine Soldaten liefen davon, wie wenn das Wetter unter sie gefahren.“ Es ist aber auch eine Freude, unter unserm lieben Max und seinem Feldherrn Tilly Soldat zu seyn!“

Einige Knaben sprachen schnell entschlossen: „Wir werden auch Soldaten.“ „Ja Buben! jetzt kann man euch noch nicht brauchen, erwiederte Peter; ihr seyd noch zu jung, zu schwach, doch — was eine Nessel werden will,

brennt bei Zeiten." „Nun," also fuhr Peter fort, „ihr habt bei euerm Soldatenspiele euere Sache brav gemacht. Damit es in Zukunft noch besser geht, müßt ihr euch einen bestimmten Anführer wählen, dann muß ein anderer den Feldarzt machen und die Verwundeten verbinden, ein dritter sey euer Feldpater." „An Muth darf's keinem fehlen. Wir hatten am weissen Berge einen Feldpater, der war kecker als wir — fiel einer von uns, schnell war er bei der Hand und tröstete ihn, wenn gleich die Kugeln herumsaus'ten, wie die Bremsen, und mancher brave Kerl ins Gras beissen mußte; ihn traf auch keine Kugel und wir hielten ihn für kugelfest. Er war uns darum auch recht lieb. — Also macht es, wie ich gesagt habe. Am nächsten Sonntage nach der Vesper sind wir auf diesem Platze wieder beisammen." Jetzt ging es nach Hause. Die Knaben freuten sich schon auf den nächsten Sonntag. Die Woche dauerte ihnen zu lange. Sie hatten in kurzer Zeit den Peter recht lieb gewonnen, und gaben ihm aus Mitleid reichlich. Dafür erzählte er ihnen an Sonn- und Feiertagen nach der Vesper allerlei, was er im Kriege erlebt, was er ausgestanden. Von seinem Max und Tilly konnte er des Lobes nicht satt werden.

Am nächsten Sonntage nach geendeter Vesper ging es dem bestimmten Platze zu. Die muntern Knaben warteten schon auf den hinkenden Peter. „Habt ihr jetzt,", fragte Peter, „einen Anführer und Feldarzt." „Mich" sprach Andreas, ein kecker, hitziger aber schlauer Knabe von dreizehn Jahren, „mich haben meine Kameraden zum

Anführer bestimmt.“ „Und ich,“ fiel Carl, des Ortsbaders Sohn ein, „ich will die Kranken pflegen!“

„Wer muß nun Feldpater sein?“ Da schrieen alle, wie aus einem Munde: „Des Küsters Georg; der kann schon Messe lesen und Prozessionen halten; das Predigen muß er freilich erst lernen.“ Peter war zufrieden, am besten mit dem Feldpater; denn des Küsters Georg war ein lieber Knabe von eilf Jahren; in der Schule kam ihm keiner gleich, und seine Mutter, die brave Küsterliese, wie sie von den Leuten gewöhnlich hieß, dachte sich schon immer ihren Liebling als Priester am Altare. Der krüppelhafte Peter galt aber auch bei Küsters Georg alles; und mancher vom eigenen Munde ersparte Leckerbissen ward ihm von Georg zu Theil. „Des Küsters Georg taugt ganz zum Feldpater,“ redete Peter zu den andern Knaben „und du, Georg, passe auf, ich will dir zeigen, wie du es mit den Kranken oder Verwundeten machen sollst.“

Das Soldatenspiel der Knaben begann. Peter gab ihnen hie und da Anleitung. Alles ging gut von statten, so daß Feldarzt und Feldpater keine Arbeit bekammen. Jetzt schlug die Thurmuhr des Klosters Thierhaupten — dieß ist der Geburts- und Aufenthaltsort der Kinder — sechs Uhr. „Heim, heim!“ riefen die Knaben, „länger auszubleiben, hat der Vater, die Mutter nicht erlaubt.“ Auf dem Heimwege machte Peter wieder den Erzähler. Bevor man auseinander ging, wurde die Verabredung für den nächsten Spieltag getroffen. Die einen: „Es wird nicht gespielt, sondern ins Elend gegangen.“ Des Küsters

Georg bestand hartnäckig darauf, obwohl die Mehrzahl widersprach, daß man „ins Elend" gehe. „Ja, ja," wurde er von den andern geneckt „deine Hand trägt lieber den Rosenkranz als den Säbel." „Hat alles seine Zeit," redete Peter begütigend dazwischen; „ich ginge auch mit ins Elend; aber mein hölzerner Fuß kann nicht dreiviertel Stund weit gehen." Die Knaben waren's zufrieden; und jeder eilte seinem älterlichen Hause zu.

2. Ins Elend.

Es war im Frühlinge des für Bayern so unglücklichen Jahres 1631; die Schweden waren bis an die Donau nach der bayerischen Stadt Donauwörth vorgedrungen. Das bayerische Kriegsherr unter ihrem alten sieggewohnten Feldherrn Tilly hatte sich in die Veste Rain geworfen, um den Übergang der Schweden über den Lech zu verhindern. Unterdeß war Churfürst Max I. von Bayern nach Thierhaupten gekommen und übernachtete im Kloster bei den Söhnen des heiligen Benedikt. In der Frühe besuchte Max den Chor und sang mit den frommen Vätern die Morgenpsalmen des Tages, hörte die heilige Messe, und eilte dann zu seinen Bayern nach Rain. Erst später wurde dieß im Dorfe bekannt. Niemand ärgerte sich mehr, als Peter mit dem hölzernen Fuße, daß er seinen Max, wie er den Churfürsten nannte, nicht hatte wieder sehen können; er hätte seinen gesunden Fuß darum gegeben.

Mehrmals waren die Schweden angestürmt, den Übergang über den Lech zu erzwingen. Aber die Bayern wehrten sich tapfer. Doch was nicht durch Gewalt gelang, vollführte der Verrath. Ein schwäbischer Fischer ließ sich erkaufen und verrieth dem Feinde eine seichte Fuhrt über den weit sich ausbreitenden Lech. Mitten im Fluße war hier eine Insel. Da faßten die Schweden festen Fuß und warfen ihre Kugeln in das fest verschanzte Lager der Bayern bei Rain. Tilly, der greise Held, wurde von einer Stückkugel tödtlich verwundet. Jetzt erst entsank den Bayern der Muth. In der folgenden Nacht verließ Tilly plötzlich sein Lager und warf sich in die Festung Ingolstadt, wo er bald darauf starb. Als die Schweden am Morgen nichts mehr von den Bayern sahen, setzten sie schnell und vorsichtig, weil sie eine Kriegslist vermutheten, über den Lech. Gustav Adolph, der Schwedenkönig, besah die Schanzen des bayerischen Lagers, und rief erstaunt aus: „Daraus hätte mich auch kein Teufel vertrieben!“

Doch von allem dem wußte man in Thierhaupten nichts. Wohl hatte sich die Kunde von den „bösen Schweden“ ins Dorf verbreitet durch Peter, der den Tilly über die Zerstörung Magdeburgs trauern gesehen; daß sie aber nur mehr drei Stunden entfernt seyen, hätte sich keiner im Traume einfallen lassen.

Es wurde nun, wie ausgemacht, die Wallfahrt „ins Elend“ von den Knaben nach der Vesperzeit veranstaltet. Sie waren ihrer dreizehn. Georg ging voran mit dem Rosenkranz in der Hand. Sie beteten andächtig. Eben waren sie mit einem

Rosenkranze zu Ende — als sie dem Anfange des Waldes naheten. Da begegnete ihnen der gemüthliche Pater Willibald aus dem Kloster. Ehrfurchtsvoll traten sie zu ihm und küßten ihm herzlich die milde Hand, von der sie in der Schule so manches kleine Geschenk erhielten. „Wohin, Kinder?“ fragte der Pater freundlich. „Ins Elend“ lautete schnell die Antwort der Kinder. „Fürchtet ihr euch denn nicht durch den Wald; seht! es hält sich noch hie und da ein Wildschwein auf; es könnte euch leicht ein Unglück begegnen.“ Verneinend schüttelten die Knaben ihre Köpfchen. Nur des Küsters Georg sagte in seiner Einfalt: „„Die Mutter Gottes wird uns schon schützen.““ Da lächelte der gute Pater Willibald und sprach: „Betet bei Maria im Elend auch für mich ein Ave Maria. Gott behüte euch“ — und ging heim in sein Kloster. Die Knaben wanderten weiter, munter und fröhlich; ihr Herz kannte noch keine Gefahr. Sie hatten ihre Freude, wenn ein furchtsamer Hase unter dem Gebüsch hervorsprang und davon lief. „Ein Reh, ein Reh! seht, es hat seine Jungen bei sich.“ Da sprang die Geis davon, die Jungen ihr nach. Oder sie hörten ein Vögelein singen; da suchten sie es mit ihren scharfen Augen zu erspähen. Welche Freude! „Dort, dort! siehst du es nicht? Eben hüpft es auf einen andern Ast.“ Jetzt sahen sie blühende Erdbeersträußchen. „Wenn sie nur zeitig wären!“ war der sehnsuchtsvolle Wunsch aller. „Die ersten reifen Erdbeeren bringen wir dem guten Pater Willibald, sagte Georg. „„Ja, ja, der soll sie haben,““ erklärten alle einmüthig. „Nun müssen wir wieder einmal

beten," erinnerte Georg, und fing mit dem heiligen Kreuze und „Salve regina" an.

Also betend kommen sie durch dichten Wald — an dessen Ende die Kapelle stand — „Maria im Elend" genannt. Einsam, klein steht die freundliche Kapelle auf drei Seiten von dunkeln Fichten und frischbeblätterten Buchen umschattet; eine Hügelreihe verschließt auf der andern Seite alle weitere Aussicht. Die stille Einsamkeit wurde nur durch das Gekrächze der Raben, von schlagenden Finken unterbrochen.

Das Gebet der Knaben war zu Ende. Sie treten sittsam still in die Kapelle; und es betete für sich ein jeder wohl eine halbe Stunde lang. Dann stimmten sie laut das Ave Maria für den Pater Willibald an. Jetzt sangen sie noch zum Abschied von Maria im Elend den in der Schule gelernten Kirchenhymnus:

„Maria, Mutter voll der Gnaden!
O Mutter der Barmherzigkeit!
Bewahre uns vor allem Schaden,
Und steh' uns bei im letzten Streit." *)

Noch hatten die Knaben die letzten Worte nicht ausgesungen, hören sie draußen rauhe Männerstimmen. Sie hatten nicht recht Zeit, umzusehen, was es gebe; so stürzen schon drei wilde Kerls herein. — Anfangs scheinen sie betroffen, hier Kinder zu treffen. Die Knaben fangen zu schreien an, und wollen zur Thüre hinaus. Mehr als

*) Officium parvum B. V. M. ad Prim.

zwanzig eben so wild aussehende Männer versperren den Ausgang. Die Fenster der Kapelle waren nicht hoch vom Boden. Andreas, schnell entschlossen, reißt eines auf, und — flugs war er draussen, die andern ihm nach — nur Georg wollte nicht durchs Fenster, sondern zur Thüre hinaus. Jetzt drangen alle die wilden Männer herein und fielen über das Altärlein her, auf dem das hölzerne Bild Mariens im Elend stand; alles wird zertrümmert, was in der Kapelle sich befand. Sie erblicken den Opferstock. Schnell wird er erbrochen in Hoffnung eines reichen Fundes — doch fielen nur etliche Groschen heraus! Noch war ihre Wuth nicht gestillt; das Dach der Kapelle wird abgedeckt, und der größte Theil der Mauern eingestürzt. Georg mußte alles mit ansehen. Er weinte und schrie: „Maria hilf, Maria hilf.“ Umsonst! — Jetzt erst nachdem der Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte vollendet war, schienen sich die Wütheriche der vorher anwesenden Knaben zu erinnern. Georg zitterte am ganzen Leibe. „Wo sind denn die kleinen Wechselbälge?“ schrie der größte dieser wilden Männer; „wartet nur, wir wollen euch eure Götzendienereien schon vertreiben!“ Da erschrack Georg aufs neue, und fing laut zu schluchzen an. Die andern Knaben waren bereits schon tief im Walde, und liefen der Heimath zu, unbekümmert um Georg. Was sollte nun aus ihm werden? Er gefiel den wilden Männern, die zu den schwedischen Soldatenhorden gehörten, und sich nur im Walde von den Ihrigen verirrt hatten. Es waren Teutsche und dienten dem, welcher am besten bezahlte, ohne zu bedenken, ob sie gegen diejenigen

fochten, welche ihres eigenen Glaubens waren, oder nicht. Nur das Geld entschied. Ihr Anführer eignete sich den Knaben als gute Beute zu, nahm ihn mit sich und gab ihm nur kärgliche Nahrung zu den weiten Zügen. Georg mußte allerlei Geschäfte verrichten. Auf alle seine Fragen erhielt er keine Antwort. Er rief im Tag hindurch wohl hundertmal seine lieben Ältern, nach seinem Bruder, seiner Schwester. Er bat inständig, ihn doch nach Hause zu schicken. Da half nichts. Er mußte fort, fort in die weite Welt. — So hungrig und durstig er auch war — es wollte ihm doch nichts schmecken. Heim wollte er. Doch dieses war für jetzt nicht möglich. —

3. Neues Elend.

„Warum so erschrocken?“ fragte der Küster seinen Sohn Johann. „Du siehst ja ganz eigens aus. Wo ist denn Georg, daß ihr nicht mit einander kommt?“ Johann sah betrübt zu Boden. Er wollte mit der Sprache nicht heraus. „Wo ist Georg?“ fragte mit zornigem Ernste der Vater, der nicht gewohnt war, eines seiner Kinder zweimal zu fragen, oder ihnen etwas zweimal zu schaffen. Da weinte Johann. Eben trat die Mutter in die Wohnstube, und konnte nicht begreifen, warum Johann weinte. „Johann! was ist geschehen dir?“ fragt sie ihn mit mitleidigem Herzen. Jetzt erzählte Johann, was ihnen und besonders dem Georg begegnet war. Des

Vaters Zorn wurde zum Schmerzen, und die Mutter wußte vor Herzenleid nicht mehr, was sie denken, was sie reden sollte. „O guter Gott!“ faltete sie die Hände und betete; „laß doch meinem Georg nichts Leides geschehen, gib seinen heiligen Schutzengel ihm zur Seite, daß er nicht böse wird; lieber nimm ihn durch den Tod von dieser Erde. Alle meine Freude ist dahin; meine Hoffnung ist zu Wasser geworden. In der Freude meines Herzens sah ich ihn schon als Priester am Altare. Ach mein Gott! jetzt — jetzt muß er Soldat werden, fällt von seinem Glauben ab und wird ein Feind unserer katholischen Kirche. O mein Gott! laß ihn eher sterben, als dieses geschehen.

Die andern Knaben erzählten ausführlich, was des Küsters Georg für ein Schicksal hatte. Der Peter mit dem hölzernen Fuße erzürnte über das Hasenherz der Knaben. „Wäre nur ich dabei gewesen, ich hätte mit meinem Schleedornstocke diese Kerls zum Teufel gejagt.“ Doch was half ihm sein Aerger? Er konnte jetzt dem Feldpater, wie er den Georg nannte, nicht mehr helfen.

Auch ins Kloster war die taurige Kunde von Georgs Abwesenheit gedrungen. Pater Willibald eilt zu dem Küster, um die Aeltern zu trösten. Der Küster war bald beruhigt. „Ueberall ist mein Kind in Gottes Vaterhand: Kann ich sein Vater nicht mehr seyn, muß der liebe Gott schon für meinen Georg sorgen. Sein Name sey gebenedeit.“ Doch die Mutter, die gute Küsterliese, ließ sich nicht so leicht trösten. Sie weinte wie ein Kind und rief immer nach ihrem Georg. „All meine Freude ist jetzt

dahin; ich mag fast nicht mehr leben!" jammerte sie. „Liebe Mutter!" redete sanft und milde Pater Willibald; ihr habt ja noch zwei Kinder: liebt ihr denn diese nicht? Georg ist zwar von seiner Mutter ferne; aber er hat noch eine Mutter, die ihn gewiß nicht verläßt." „„Georg hat noch eine Mutter?"" fragte die Küsterliese. „„Noch eine Mutter? — O mein Georg braucht keine Mutter mehr; der ist nicht mehr unter der Lebenden. Die wilden Männer haben ihn gewiß umgebracht! — O Georg, Georg! wäre ich für dich gestorben!"" Dann rang sie wieder die Hände und rief mit herzzerreissender Stimme: „„Wäre nur Georg todt! Aber nein — den Knaben bringen sie nicht um; seinen Leib mögen sie morden, verschonen sie nur seine Seele, nehmen sie ihm nur nicht seinen Glauben!"" So jammerte die betrübte Mutter trostlos. Alle Trostgründe waren vergeblich.

„Lieber Küster!" sagte nun der mittleidige Pater; „laßt sie ausweinen; dann wird sie von selbst ruhiger. Ich will Leute ausschicken, ob der Knabe im Walde nicht zu finden ist." Wie gesagt, so gethan. Die Bewohner des Dorfes gingen gerne aus Mitleid, den verlornen Knaben zu suchen. Sie fanden nichts, als die zerstörte Kapelle. Traurig kamen sie erst spät nach Hause und erzählten, daß sogar die Mauern der Kapelle nicht mehr ständen. „Die verruchten Kerls!" schrie Peter zornig, „die werden schon wieder aus dem Lande gejagt, und dann" — indem er seinen Stock drohend in die Höhe hob — dann kommen wir in ihr Land, und machen es um kein Haar

besser. Die Leute, die den Peter mit dem hölzernen Fusse sahen und hörten, hätten fast über seinen Zorn lieber gelacht.

Es wurde jetzt ruhig im Dorfe; bereits waren die Stubenfenster der Häuser helle. Niedergeschlagen ging der Küster zur Kirche, um „zum Gebete" zu läuten. Während des Läutens betete er andächtig den englischen Gruß. Als er damit zu Ende war, läutete er noch das „Türkenglöcklein," wie die Leute des Dorfes es hießen, und betete noch ein „Vater unser," nicht daß Gott die Türken, sondern die Schweden ferne halte; denn, dachte er bei sich, die Schweden sind ärger als die Türken.

In den Häusern des Dorfes erloschen nach und nach die Lampen. Man legte sich frühe nieder, um wieder frühe aufstehen zu können. „Morgenstunde hat Gold im Munde" — dachten die Leute. Doch auf einmal wird an den Thüren vieler Häuser angeschlagen. „Auf, auf! und gebt, was ihr habt, oder in drei Minuten brennt das Götzendienernest an allen vier Ecken," schrieen die wilden Menschen draußen. „„Jesus, Maria und Joseph!"" schrieen die Leute drinnen in den Häusern. Allgemein war der Schrecken. Nur spärrlich schimmerte der Mond durch die vom Winde gejagten Wolken. Im Schrecken gaben nun die Einwohner des Dorfes, was sie in der Eile fanden, und waren froh, mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. Später bereuten sie es freilich, so eilig mit dem Geben gewesen zu seyn. Das Kloster blieb verschont; denn es waren ihrer nur wenige gewesen, die, statt Soldaten zu seyn, jedem dienten, der ihm Geld gab. Das Kloster half nun allseitig. Auch wurde

gleich am andern Tage eine Andacht gehalten, um Gott zu danken, und Ihn zu bitten, größeres Unglück abzuweneden.

Drei Jahre später brach neues Unglück herein. Ganz Bayern, ja ganz Teutschland seufzte unter den Bedrückungen des Krieges; einen großen Theil der jungen Männer hatte das Schwert aufgefressen. Noch aber schwebte am Himmel der Engel mit dem Racheschwerte Gottes. Die meisten Aecker lagen öde — ein Theil der Heerden diente dem Feinde zur Beute. Das Getreide stieg im Preise — und bald war um schweres Geld kein Körnlein mehr aufzutreiben. Die Kinder schrieen um Brod, und niemand war, der es ihnen reichte. Brennnesseln waren für viele oft mehrere Tage hindurch die einzige Nahrung. Das Vieh, das die Feinde nicht mitgenommen, ward hingeschlachtet, und das Fleisch mit Heißhunger verzehret. Da erkrankten viele. Zu dem kam noch die schreckliche Pest. Ganze Familien starben dahin. Viele Menschen blieben unbeerdigt, und ihre Leichname verpesteten die Luft. Die noch übrig Gebliebenen wandelten wie Gespenster umher, nur Knochen und Haut war an ihnen zu sehen. Die tief liegenden Augen irrten verzweiflungsvoll umher, ihre blauschwarzen Lippen zuckten fieberhaft. Einer erschrack am andern; kaum kannten Kinder noch ihre Aeltern, kaum die Aeltern ihre Kinder. Allgemein war das Elend; kein Dorf blieb verschont.

4. Die Versuchung.

Georg mußte mit seinen teutschschwedischen Soldaten bald dahin bald dorthin. Er sah Landsberg verbrennen

und hörte erzählen von dem heldenmüthigen Tode der dortigen Jungfrauen, die sich lieber in die Flammen stürzten, als den ausgelassenen schwedischen Soldaten in die Hände zu fallen, und Ehre und Unschuld zu verlieren. So ermüdend für den Knaben das Hin- und Herziehen war, so blieb er doch während desselben am Tage in seinem Glauben ungestört und ungekränkt, was aber nicht immer der Fall war, wenn man übernachtete; denn da hatte Georg dann mancherlei Neckereien und Spottreden seines Glaubens willen zu erleiden. Dieses schmerzte den frommen Knaben ausserordentlich. Ein junger Soldat der Truppe, bei der sich Georg befand, suchte ihn aufzuheitern und zu trösten. Allein er blieb traurig und niedergeschlagen, und redete durchaus nicht viel, so oft er dazu auch aufgefordert worden. „Laßt mich heim zu meinen Aeltern" — das waren seine Worte, die kein geneigtes Ohr fanden. „Bleib du bei uns, du kleiner Götzendiener!" sprach meistens der Anführer der Truppe, der sich den Knaben zugeeignet hatte. „Nicht wahr, wenn du einen Meßpfaffen zu deinem Gesellen hättest, würde dich nicht die Langeweile plagen!" Was wollte Georg hierauf erwiedern? Ein katholischer Priester wäre ihm freilich ein kräftiger Trost gewesen, und wieder einmal der Feier des heiligsten Meßopfers beiwohnen zu können, seine größte Seligkeit. Täglich schloß er sich in die heilige Messe ein, die in der nächsten Kirche, an der sie eben vorbeikamen, gelesen wurde.

Oft stand Georg um Mitternacht auf, um ungestört beten zu können, oder wenigstens doch, bevor seine Peini-

ger aus dem Schlafe erwachten. Ueberraschten nun diese Gefühllosen den Knaben in seinen frommen Uebungen, so mußte er Schimpfreden und Spöttereien seines katholischen Glaubens anhören. Das ging ihm jedes Mal wie ein zweischneidiges Schwert durch Mark und Bein. Er betete dann im Stillen zu Gott um Stärkung seines Glaubens.

Einmal nun hatten diese glaubens- und sittenlosen Soldaten ein Kloster sammt dem Dorfe ausgeplündert und reichliche Beute gemacht. Das bayerische Heer hielten sie weit entfernt, daher sie sich ungestört der Freude über den gemachten Fang überließen. Zur Vorsicht zogen sie sich in den nahen Wald und lagerten sich daselbst auf einem freien Platze. Sie setzten sich im Kreise truppweise umher, assen und tranken, und waren fröhlicher Dinge. Der Anführer schien sich vorgenommen zu haben, heute den guten Georg zum besondern Gegenstande seines protestantischen Witzes zu machen. „Du kleiner Dickkopf!“ fuhr er den schüchternen Knaben an, „schenk die Kanne voll.“ Georg that es gehorsam. „Kameraden, ihr sollt leben!“ — Unser braver Anführer lebe! So thaten sie einander Bescheid im kräftigen Zuge. — „Du Wechselbalg!“ fuhr der Anführer fort, indem er den Georg gerade vor sich hinstellte, „sag uns doch: Hast du dir von deinem Papste, wie ihr ihn nennt, auch schon einen Ablaß gekauft: Mußtest du viel bezahlen, um, wie man euch glauben macht, von Mund auf in den Himmel zu kommen?“ Georg war anfangs in Verlegenheit, ob er antworten sollte oder nicht; er zitterte vor Furcht, wieder neue Beschimpf-

ungen und Verdrehungen seines katholischen Glaubens anhören zu müssen, und hielt schweigen für besser. Darüber lachten und spotteten alle Soldaten, und forderten dann wiederholt den Knaben auf, auf die Frage des Anführers zu antworten. Da begann Georg also: „Ich habe noch nie einen Ablaß gekauft, wohl aber mit der Gnade Gottes einen Ablaß gewonnen, nachdem ich zuvor reumüthig und vollständig gebeichtet und das allerheiligste Altarssakrament, wie ich hoffe, würdig empfangen habe. Zahlen durfte ich dafür nichts; aber meine liebe Mutter hat für sich und für mich dem Priester freiwillig eine Gabe gereicht." Jetzt wurde tüchtig auf den Papst zu Rom geschimpft, und mit evangelischer Freiheit geprahlt. Mit höhnischer Selbstgefälligkeit über ihres Anführers witzige Machtsprüche trieben die Soldaten mit Georg ihr Gespötte. Der Knabe aber fühlte sich im Innersten verletzt, besonders durch die Beschimpfung des Oberhauptes seiner heiligen Kirche, und fing bitterlich zu weinen an, während die Soldaten vor Freude in die Hände klatschten und ihrem Anführer ein lautes „Bravo" zuriefen. Der Anführer dankte ihnen mit freundlichem Kopfnicken und redete weiter, zu Georg gewendet: „Du mußt uns noch mehr sagen, vielleicht werden wir gar noch Papisten, wie du! Jetzt sag' uns, was du vom Papste hältst. Diese Rede des Anführers war wieder mit einer tüchtigen Portion Schimpfreden über den heiligen Vater begleitet. Georg erwiederte aber mit Festigkeit: „Wir beten den Papst nicht an, wie ihr meint, sondern wir verehren ihn

als Stellvertretter Jesu Christi auf Erden, und sind ihm gehorsam, weil er ist das sichtbare Oberhaupt der wahren, katholischen Kirche." — „„Und wie sieht es mit deiner Ohrenbeicht aus:"" fragte der Anführer mit höhnischem Lachen. „„Siehe, wir haben dich doch längere Zeit schon von diesem Joche befreit.""— „Das Beichten," entgegnete der Knabe, „ist für mich kein Joch; und würde es höher schätzen als alle euere gestohlenen Schätze, wenn ich wieder einen katholischen Priester beichten könnte." „„Du Rotzlöffel,"" donnerte den Knaben der Anführer an, „„du willst uns gar Vorwürfe machen, daß wir nach ächtem Kriegsgebrauche im Feindeslande geplündert haben! Schweig hievon. — Nun! du hast uns noch nichts von deiner Ohrenbeicht gesagt!"" Georg, der den wilden Zorn des Anführers fürchtete, fing mit stotternder Stimme an: „Wenn ich reden darf, so wißt, daß die Busse ein Sakrament ist, so gut wie die Taufe; denn Jesus Christus hat seinen Aposteln und durch diese ihren Nachfolgern im Amte die Gewalt gegeben, die Sünden nachzulassen oder zu behalten. Dieß kann aber nicht geschehen, wenn man zuvor nicht seine Sünden beichtet." Da lachten alle Soldaten über den Knaben; denn hierauf konnten sie ihm nichts antworten. Die heilige Schrift sprach zu deutlich für die Antwort des Knaben.

„Dich, kleiner Naseweis," redete nach einigem Besinnen der Anführer weiter, „dich müssen die Jesuiten so abgerichtet haben; denn, Kameraden, diese sind die durchtriebensten

und schlauesten Leute, und mit Leib und Leben dem Papste zugethan.“ „„Die Jesuiten,““ erwiederte Georg mit Entschlossenheit, „„kenne ich gar nicht. Und das, was ihr über unsern katholischen Glauben immer saget, ist Lüge und Verleumdung. Mich haben nicht die Jesuiten so abgerichtet, wie ihr meint, sondern unser guter Pater Willibald im Kloster hat es uns Kindern oft genug gesagt. So wie ich gesagt habe, habe ich es auch von ihm gelernt.““ — „Nun gut!“ redete der Anführer wieder weiter, „Jetzt sage mir rothhaariger Jesuitenkopf (Georg hatte nämlich blonde Haare), was ihr von eurer Messe haltet?“ Keine Frage war für Georg erwünschter, als diese; Freudenthränen glänzten in seinem blauen Auge. Mit fester Stimme, als stände er vor seinem guten Pater Willibald, antwortete er: „Die heilige Messe ist die unblutige Erneuerung des blutigen Opfertodes Jesu am Kreuze. Was Jesus am Kreuze gethan hat, das geschieht täglich in der heiligen Messe. Könnte ich nur wieder einmal der Feier derselben mit Andacht beiwohnen!“ Gotteslästerungen der wilden Soldaten unterbrachen die Rede Georgs. „Rothkopf!“ spottete der Anführer, „du hättest einen Doktor der Theologie abgegeben. Aber jetzt mußt du bald den Säbel in die Hand nehmen und mithelfen, wenn wir dem blauen Herzog zur Ader lassen. — Noch eines! Ihr habt ja eine Mutter Gottes, die betet ihr auch an. — Kameraden! wißt ihr noch, wie wir ihre Kapelle dort im Walde herrichteten und dafür diesen rothhaarigen Laffen mitnahmen?

Nun antworte!" Georg fühlte sich beleidigt durch die Schimpfnamen, die ihm noch nie, wie heute waren zu Theil geworden. Eine tiefe Röthe überflog sein Angesicht. Er wollte lieber weinen; doch antwortete er auf den böswilligen Vorwurf des Anführers. „Wir beten nur Gott allein an. Die Mutter Gottes, die seligste Jungfrau Maria, die Jesum zu Bethlehem geboren hat, verehren wir wegen Jesus; denn wer die Mutter nicht ehrt, wie kann der ihren Sohn ehren? Wir rufen die seligste Jungfrau Maria um ihre Fürbitte bei Gott an und ahmen ihr erhabenes Tugendbeispiel nach. Auch dieses hat mich der gute Pater Willibald gelehrt, und meine Mutter" — bald hätte er zu weinen angefangen — „und meine Mutter hat es mir und meinen Geschwisterten auch recht oft vorgesagt und beigesetzt: „„Kinder! das ist allein der rechte Glaube, und ihr müßt bereit seyn, um dieses eueres Glaubens willen Blut und Leben hinzugeben. Kinder! lieber sterben, als vom Glauben abfallen."" „So hat meine Mutter gesagt." Also Georg.

„Daß du die Pest kriegest, du Jesuitenbastard!" schrie der Anführer; „doch komm und trink einmal; es ist guter Klosterwein, er schmeckt uns eben so trefflich, wie deinen Mönchen zwischen vier Mauern. — Trink! der Wein erfreut des Menschen Herz. Und der ist ein Narr sein Leben lang, wer nicht liebt ..." „Blauröcke, Blauröcke sind da!" schrie auf einmal einer der Soldaten. Da sprangen

alle auf und griffen zu den Waffen. Sie hatten nicht Zeit, sich gehörig zu ordnen, so schnell waren sie von bayerischen Truppen überfallen. „Daß der Teufel die Blauröcke hole!“ schrie wildzornig der Anführer. „Jetzt Kameraden, gilts! haut sie alle in die Pfanne.“ Das half aber nicht; sie nahmen das Fersengeld — die Bayern ihnen nach. Um Georg kümmerte sich niemand. Als der Lärm vorüber war, ging er aufs gerade Wohl durch den Wald, in der Hoffnung, mitleidige Menschen zu treffen.

5. Der Hütbube.

Mehrere Stunden irrte Georg im Walde umher. Es fing zu dämmern an. Der Durst quälte ihn gewaltig; der Hunger setzte ihm weniger zu; die Angst und Furcht drückten Ihn. Er ging noch eine Strecke weit, um vielleicht doch noch eine menschliche Wohnung zu treffen. Er schrie aus vollem Halse: „Vater, Mutter!“ Aber kein Mensch gab ihm Antwort. Dann horchte er wieder schnell auf, als die Blätter der Buche, unter der er eben stand, im kühlen Abendwinde sich bewegten. Vor Durst und Müdigkeit entkräftet sank er endlich auf das dürre Buchenlaub nieder, faltete seine Hände und betete: „Lieber Vater im Himmel! du sorgest für alle deine Geschöpfe. Sieh mich huldvoll an, dein armes Kind. Vater! laß durch deinen Engel mich beschützen, damit mir an Leib und Seele kein Leid geschehe. Laß mich hier nicht verschmachten. Guter Gott! ich bitte

auch für meine Aeltern..." Weiter konnte er nicht mehr beten; Thränen entstürzten seinen Augen; sein Gesicht verbarg er unter seinen Händen. Lange weinte er — endlich erhebt er seine Augen, und siehe — mild und freundlich schimmerte der Mond hernieder, hell und klar glänzten die Sternlein. Georg fühlte sich ganz leicht; die Zentnerschwere war von seinem Herzen gefallen. Da betet er noch einmal mit dankerfülltem Herzen zu Gott und schließt mit den Worten: „O Maria! sieh dein Kind; sey meine Mutter; ich liebe dich, und will dir folgen. Beschütze mich. Reinste der Jungfrauen, Mutter meines Erlösers! bitt für mich, armen Sünder. jetzt und in der Stunde unsers Absterbens Amen." Noch betete er zur Ehre der sieben Schmerzen Mariens sieben Ave Maria.

Nun legte er sich nieder und schläft ein. Anfangs träumte er nur von Soldaten, Mordbrennereien, und oft schrie er laut auf. Gegen den Morgen hin aber hatte er einen gar lieblichen Traum — oft verzog sich sein Mund im holden Lächeln. Längst war die Sonne aufgegangen. Der Gesang munterer Vögel belebte den Wald von Buchen und Eichen und dichstehenden Fichten. Da erwachte er, rieb sich die Augen und sprach zu sich selbst: „Mein Gott! wie ist mir? träume oder wache ich? Ja ich wache!" Jetzt verrichtet er ein kräftiges Morgengebet, empfahl sich seinem heiligen Schutzengel, und flehte Maria um ihre mächtige Fürbitte an.

„In Gottes Namen also vorwärts," Sprach's, stand auf und wanderte weiter, ohne zu wissen wohin. Sein

Schatten, wenn er an eine lichte Stelle im Walde kam, verkürzte sich immer mehr; daraus nahm er ab, daß es dem Mittag zu gehe. Hunger und ein brennender Durst meldete sich an; er drückte mit beiden Händen an den Magen, und sieh er fühlte Linderung. Stets betete er im Stillen. Nun bemerkte er, daß sein Schatten sich wieder verlängere. „Ich werde wohl noch eine Nacht im Walde zubringen, und dann — verschmachten müssen," sprach er zaghaft vor sich hin. „Mein heutiger Traum wird also nicht zur Wahrheit." Da hörte er Hundegebell. Anfangs erschrack er heftig darüber. Er ging nun der Richtung nach, woher das Hundegebell gekommen und siehe — er hat bald des Waldes Ende erreicht; ein ansehnlicher Bauernhof lag vor ihm. Da fällt er auf seine Kniee nieder. „Guter Gott! wie Dank ich dir! o öffne die Herzen der Menschen, daß sie sich meiner erbarmen und mich zu meinen Aeltern zurückbringen." Nach diesem Gebete geht Georg schüchtern dem Hofe zu. Eben sind die Kinder des Besitzers an der Thüre, zwei Knaben im Alter von dreizehn bis vierzehn Jahren. „Ein fremder Bub, ein fremder Bub!" riefen sie, und schnell zum Hause hinein. Auf dieses Geschrei der Kinder eilt die Mutter heraus, um zu sehen, was es denn sey. Georg stand an der Hofthüre; weiter zu gehen, getraute er sich nicht. „Was willst du hier?" fragte die gutmüthige Bäuerin freundlich. „Mich dürstet! seyd doch so gut und gebet mir Wasser!" bat flehentlich Georg. „Michel bring den Wasserkrug und nimm Brod mit," ruft die Mutter ins Haus. Während nun einer der beiden davon gesprungenen Buben Wasser und Brod brachte,

fragte die Bäuerin, wer er sey, wie er daher komme, und hatte, als Georg sein bisheriges Schicksal erzählte, herzliches Mitleiden mit dem „fremden Buben.“

Georg setzte sich nun gleich am Brunnengestell nieder. Er war müde. Da betet er sein Tischgebet, und nun erst trinkt er — langsam, nachdem er zuvor einen Bissen Brod verzehrt hatte. Noch nie in seinem ganzen Leben, dünkte ihm, habe er so gut gegessen, als dießmal. Die Bäuerin war weggegangen; ihre beiden Kinder betrachteten neugierig den essenden Georg; getrauten sich aber nicht, ihn um etwas zu fragen.

Als nun Georg sein Brod verzehrt und seinen Durst gelöscht hatte, nahm er das Krüglein, um dasselbe ins Haus zu tragen. Die Bäuerin stand eben wieder unter der Thüre. „Vergelt's Gott,“ sagte Georg mit Thränen in den Augen. Zu gleicher Zeit trat der Bauer, mit einer Axt über der linken Schulter in den Hof; seine Kinder sprangen ihm alsbald entgegen. „Was hast du denn da für einen Frischling?“ sagte er in seiner barschen Weise zu seinem Weibe. „Der ist seinem ganzen Aussehen nach irgendwo davon gelaufen.“ Die Bäuerin erzählte nun, was sie von Georg wußte. „Da kannst du bei mir bleiben. Thust du gut, so weiß ich, was ich zu thun habe,“ sprach der Bauer, indem er dem Georg auf die Achsel klopfte. Jetzt wurde dem anfangs am Bauer erschrockenen Georg wieder leichter ums Herz. Der Bauer setzte sich in der Haustenne nieder, Georg vor ihm mußte auch ihm erzählen, was ihm begegnet war. „Wenn es wahr ist, wie du sagst, dann sey mir als gutes Christen-

Kind willkommen. Du kannst bei mir bleiben," sprach der Bauer im milden Tone, bis sich eine Gelegenheit findet, daß man dich zu deinen Aeltern zurückbringen kann.

Georg bekam sein eigenes reinliches Bett unter dem Dache, ein frischgewaschenes Hemd und Kleidungsstücke von des Bauern Kinder. Seine eigenen zerrissenen Kleider reinigte er von Staub und Schmutz und legte sie ordentlich in ein Päckchen zusammen. Der Bauer war sein aufmerksamer Zuschauer; Georgs Benehmen gefiel ihm sehr. Die Knechte und Mägde kamen von der Feldarbeit heim. Das Nachtessen wurde aufgetragen. Eine Magd betete mit größter Schnelligkeit das Tischgebet. Georg saß mit am Tische. Alle betrachteten neugierig den fremden Knaben, der still und sittsam die Speisen verzehrte. Nach dem Essen ward zuerst wieder von der nämlichen Magd das Vater unser abgehaspelt, dann gemeinsam der „englische Gruß," und zum Schlusse mehrere Vater unser zur Ehre gewisser Heiligen gebetet.

Bevor Georg zu Bette ging, besprengte er sich mit Weihwasser, sich bezeichnend mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und sagte dann andachtsvoll: „Gelobt sey Jesus Christus!" „„In Ewigkeit"" ward erwiedert. Neben seiner Bettstelle kniete er nieder, dankte Gott für die guten Leute, die ihn so liebreich aufgenommen und betete nochmal sein gewöhnliches Nachtgebet. Dann erst legte er sich ins Bett, und seine Seligkeit wäre voll gewesen, hätte er im älterlichen Hause geschlafen.

Am andern Tage in aller Frühe erwacht, kleidete er sich an, wusch Gesicht und Hände, reinigte seine Haare,

und verrichtete sein Morgengebet. Bereits fertig hörte er den Bauer anschaffen, daß man den „Soldatengörgl,“ wie er des Küsters Georg nannte, zur Arbeit aufwecken sollte. Alles im Hause wurde wieder lebendig. Eben wollte die Bäuerin gehen, den Georg aufzuwecken; da kam ihr der Knabe schon entgegen; der Bauer hatte darüber eine herzliche Freude. Es herrschte ein heiterer, froher Sinn unter den Knechten und Mägden, ohne daß man rohe Ausgelassenheit hätte bemerken können. Die Bäuerin war gutmüthig, und frommen Herzens. Der Bauer war derber Natur, von altem Schrott und Korn; sein Herz war unverdorben und ohne Stolz, sein Sinn gerade und aufrichtig. Seine beiden Buben glichen mehr der Mutter, und waren etwas schüchtern.

Georg mußte nun das gesammte Vieh des Bauern hüten, dessen beide Söhne schon in der zweiten Woche seines Hierseyns zu ihm hinaus auf den Weideplatz gingen. Freilich kamen sie nicht oft, denn sie mußten frühezeitig ihren Kräften angemessene Arbeiten verrichten. Wenn sie kamen, brachten sie dem Soldatengörgl immer etwas mit, was sie von der Mutter besonders erhalten hatten. Georg erzählte ihnen dann verschiedenes ausführlich, was er gesehen und gehört, die drei Jahre hindurch, welche er unter den Soldaten zubringen mußte. Die beiden Knaben hatten die größte Freude, und stellten dann oft Fragen um Dinge, von denen Georg ihnen nichts antworten konnte.

Das Viehhüten war für Georg eine leichte, einförmige, aber eben deßwegen auch eine langweilige Arbeit.

Was wollte er oft den ganzen Tag thun. Zum Zeitvertreibe sang er einige schöne Lieder, oder betete; oder auch schrieb er mit seinem Stocke in den Sand. Einmal hatte er gerade wieder in den Sand etwas geschrieben, als Michel, der jüngere Sohn des Bauern dazu kam. „Was machst du da, Görgl?" fragte Michel. „„Ich habe den Anfang eines Liedes geschrieben," entgegnete freundlich Georg, der nun erst merkte, daß Michel vom Schreiben nichts verstände. „Geschrieben?" fragte verwundert Michel und riß die Augen weit auf, dazu auch noch das Maul. „Geschrieben?" fragte er noch einmal. „Sag' mir doch, was ist denn dieses?" Da lachte Georg aus vollem Herzen, und bemitleidete den Knaben, daß er hievon keine Kenntniß habe. „Michel sagte nun Georg," das Schreiben will ich dich lehren, und dir damit eine große Freude machen. Aber du mußt recht aufmerken und nicht ungeduldig werden, wenn es nicht gleich geht." Michel ging nun wieder heim. „Geschrieben, geschrieben! und ich soll es auch lernen", sagte Michel immer zu sich selber, und sagte es laut, als er im Hofe an seiner Mutter vorbei ging. „Was?" fragte die Mutter schnell, „geschrieben?" das verstehe ich nicht." Und als der Bauer es hörte, verstand er es auch nicht.

---

6. Der Schreibunterricht.

Als nun Georg sein Vieh nach Hause getrieben hatte und die Abendsuppe gegessen war, nahm der Bauer den

Georg zu sich, sah ihm ernst ins Gesicht und fragte: „Was soll mein Michel lernen?“ „„Schreiben und das Geschriebene lesen,““ erwiederte Georg mit sichtbarer Freude. „Lesen? Ja Messen lesen thut der Pater in unserer Kirche da weit drüben über'n Wald! Kannst du es vielleicht auch?“ „„Messe lesen kann und darf ich nicht,““ antwortete Georg, aber Bücher lesen kann ich, und schreiben auch.““ „Zeig es mir einmal; ich will sehen, wie das Ding geht.“ Georg verlangte jetzt Dinte, Feder und Papier — lauter spanische Sachen, die man mitten im Walde hier nicht kannte. Georg dachte nach, wie zu helfen sey. Er geht in die Küche und holte einige Kohlen. „Gebt acht, was geschieht,“ sprach Georg mit einer ernsten Miene; „eines muß leuchten!“ Der Bauer selbst nahm die Oellampe, und hielt sie dahin, wohin es Georg wollte. Georg stieg auf die hölzerne Bank, und schrieb so zierlich, als es mit der Kohle anging, gerade der Stubenthüre gegenüber an die weisse Wand:

„Gelobt sey Jesus Christus! In Ewigkeit.“

„Was soll nun dieses bedeuten?“ fragte der Bauer. Georg las langsam mit dem Finger hindeutend, die geschriebenen Worte. „O diesen Gruß kennen wir schon lange!“ redete die Bäuerin darein. „Also das heißt man schreiben, wenn man es so macht, wie du?“ „„Ja,““ erwiederte Georg, „„und nicht bloß dieses, sondern man kann alles schreiben, was man denkt und redet.““ „Michel und Hansel, das müßt ihr gleich lernen,“ wendete sich der Bauer zu seinen zwei Buben, die ganz verdutzt darein sahen. Nun für heute ist es genug. Fort ins Bett.“

Gleich der nächste Sonntag wurde nun besonders dazu verwendet, nachden der Gottesdienst geendet, den beiden Knaben Unterricht im Schreiben und im Lesen des Geschriebenen zu ertheilen — alles mit Kohle auf Brettern, die dann wieder abgewaschen und getrocknet wurden. So an jedem Sonn- und Feiertage.

Nach ungefähr 9 Wochen, es war schon Herbstzeit, und die meiste Feldarbeit vollendet — kam ein Franziskaner, der jährlich zwei- bis dreimal den einsamen Bauernhof besuchte. Beim Eintritte in die Stube grüßte er mit den Worten: „Gelobt sey Jesus Christus;“ sich verneigend erwiedert die Bäuerin: „In Ewigkeit.“ Der Mönch erkundigte sich theilnehmend, was seit seiner letzten Einkehr vorgefallen. Da ward erzählt die Ankunft des Soldatengörgl als das wichtigste Ereigniß. „Und, setzte die Bäuerin bei, indem sie auf das an die Wand Geschriebene mit der Hand hinzeigte, sehen sie nur, Ehrwürden, was er alles kann, und dieses lehrt er auch dem Michel und Hansel.“

Der Franziskaner verwunderte sich über die schöne Schrift an der Wand. „Den Knaben möchte ich sehen, und mit ihm selbst reden.“ „„Gleich will ich selbst ihn holen, er ist ja nicht weit weg,““ sagte die Bäuerin, indem sie sich vor dem Pater ehrfurchtsvoll verbeugte, und eilte zum Hause und Hofe hinaus. Indeß betrachtete der Pater aufmerksam die Schriftzüge an der Wand. „Der Knabe hat ein eignes Loos, der ist niemals zum Viehhüten erzogen worden; und dabei soll er auch nicht bleiben,“ sagte er zu sich selber. „Wir wollen sehen!“ — Eilig,

den Knaben an der Hand, trat die Bäuerin in die Stube. Georg, der nie einen Franziskaner gesehen, fürchtete sich fast vor dem großen Manne im braunen groben Kleide. „Komm nur her, Lieber! und fürchte dich nicht; ich thue dir ja nichts zu Leide," sprach der Mönch zum Knaben, und legte ihm eine Menge Fragen vor, die Georg schüchtern und bescheiden beantwortete, so daß der Pater sich verwunderte über den hellen Verstand, das fromme Herz und über die Kenntnisse des Knaben. „Liebe Hausmutter!" endete er dann freundlich zur Bäuerin; „diesen Knaben müßt ihr mir überlassen; der muß in unser Kloster. — Nicht wahr, Georg, du gehst mit mir?" Georg in seiner Verlegenheit blickte bald den Pater, bald die Bäuerin an, die jedesmal den Kopf schüttelte, und blieb die Antwort dießmal schuldig. Auch die Bäuerin getraute sich nicht Ja und nicht Nein zu sagen. Der Pater merkte wohl, wo es fehle, und drang nicht weiter auf Antwort, sondern brummte bloß: „Nun, nun; es wird sich schon machen, wenn der Bauer kommt," und setzte sich nachdenkend auf die hölzerne Bank am Tischecke nieder, so daß er mit dem auf den Tisch gesetzten Arme seinen herabsinkenden Kopf stützte. Er rieb sich die Stirne. Georg stand auf dem alten Flecke und verwandte kein Auge von dem Pater. „Nicht wahr, Ehrwürden erlauben schon, daß der Bub' nach seinem Viehe umsieht," sprach die Bäuerin. Ein einfaches „Ja" entschlüpfte den Lippen des Franziskaners, der in Gedanken verloren schien. Die Bäuerin wollte ihn nicht unterbrechen; sie verrichtete ihre Hausgeschäfte und

ging aus und ein, ohne daß sie den Pater störte. Sie ging immer auf den Zehen, und öffnete und schloß jedesmal leise die Thüre, alles vermeidend, was nur das geringste Geräusch verursachen konnte.

Der Bauer kam nach Hause; wie ihn die Bäuerin erblickte, ging sie ihm entgegen und erzählte, was eben vorgefallen. „Daraus wird nichts, selbst wenn unser Herrgott käme! Der Soldatengörgel darf mir nicht mehr aus meinem Hause und Hofe," fiel der Bauer seinem Weibe mit lauter Stimme in die Rede, und öffnete rasch die Stubenthüre. Da schaute der Pater auf, erhob sich von der Bank, dem Bauer entgegen mit den Worten: „Gott grüß' euch, lieber Hausvater; ihr kommt zur guten Stunde." „„Was bringen Sie uns Neues mit? Ist der Krieg noch nicht zu Ende? Wenigstens zu meinem Hofe haben die Soldaten, Gott sey Dank, den Weg noch nicht gefunden!"" redete der Bauer gar heiter. „Die Pest!" sprach der Ehrwürdige kurz. „„Die Pest"" schrieen Bauer und Bäuerin, ganz bleich vor Schrecken, als hätte das Wetter eingeschlagen. Sie kannten diese schreckliche Strafruthe Gottes aus den Predigten ihres Seelsorgers. Als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, erzählte der Pater, daß die Pest zwar noch nicht im nächsten Dorfe ausgebrochen sey; allein alle Bewohner hatten sich durch den Empfang der heiligen Sakramente der Busse und des Altars darauf vorbereitet, damit sie nicht unvermuthet vom Tode überrascht würden. „Ihr und die Eurigen werdet gut thun, wenn ihr dem Beispiele euerer Nachbarn nach=

kommt, damit, wenn auch hieher der Tod dränge, euere Seelen nicht zu Grunde gingen," sprach im tiefem Ernste der Pater. — „Doch noch eins, bevor ich weiter wandere. Ueberlaßt mir euern Hirtenknaben; ich will für ihn besser sorgen, als ihr im Stande seyd." „„Daraus wird nichts, Ehrwürden! Lieber gebe ich meinen Hof her; den laß' ich nicht mehr fort, entgegnete der Bauer. Und mein Soldatengörgl wird auch nicht mit fort wollen!""

Unterdeß näherte sich die Sonne ihrem Untergange; da trieb Georg seine Viehheerde in den Hof. Gleich rief ihn der Bauer in die Wohnstube. Schnell war Georg zur Hand. „Was ist es? willst du mit dem ehrwürdigen Herrn da fortgehen?" fragte der Bauer. Georg war aufs Neue in Verlegenheit; nach einigem Besinnen sagte er halblaut, nachdem er noch zuvor die Bäuerin, welche wieder den Kopf schüttelte, angesehen: „Nein! ins Kloster gehe ich nicht mit; ich möchte lieber heim zum Vater, zu meiner Mutter, ich sehne mich nach Bruder und Schwester. Können Euer Ehrwürden mir vielleicht den Weg nach Hause zeigen?" Der Pater schüttelte den Kopf und redete ihm entgegen: „Kind! dieses kann jetzt nicht geschehen; der Weg in deine Heimath ist zu weit, und in dieser Kriegszeit zu unsicher und gefährlich. Aber gehe mit mir ins Kloster mit; dort kannst du studiren und geistlich werden bei den frommen Vätern." Georg blieb fest auf seinem Worte, nicht ins Kloster mitzugehen. Dann hob er seine Hände auf und flehte mit schüchternem Gemüthe: „Um eines bitte ich den ehrwürdigen Herrn, um Feder, Dinte und Papier." „„Das

sollst du bald bekommen," versprach ihm der Pater und entfernte sich trotz alles Bittens der guten Bauersleute eilig, indem er sich an der Hofthüre noch einmal umwandte und den Nachsehenden zurief: „die Pest."

Als nun das Abendessen eingebracht und das Nachtgebet wie gewöhnlich verrichtet war, redete der Bauer also zu den Seinigen: „Die Pest ist nahe! Wir müssen uns jetzt auf unsere Sterbstunde besonders vorbereiten. Gleich morgen müßt ihr alle die heiligen Sakramente empfangen. Ich bleibe indeß zu Hause; die Bäuerin geht mit." Alle erschracken heftig und gingen zu Bette; aber der Schlaf wollte nicht kommen. Am andern Tage geschah, was der Bauer angeordnet hatte. Die Bäuerin brachte ein kleines Päckchen heim, das der Franziskaner ihr für den Georg mitgegeben hatte. Welche Freude für Georg, Hansel und Michel! Dinte, Feder und Papier und ein kleines scharfes Messer zum Federschneiden. Die beiden Buben des Bauern konnten sich nicht satt sehen und waren sehr begierig, was Georg mit diesen Dingen anfangen werde. Der Bauer ließ heute seine Leute Feiertag machen. Das Vieh blieb im Stalle. Georg fing nun an, dem Hansel und Michel zu zeigen, wie man mit der Feder schreibe. Er machte ihnen einzelne Buchstaben vor, nannte ihren Laut, ließ dieselben nachmachen und führte ihnen hie und da die Hand. Neugierig sahen der Bauer und die Bäuerin zu. Der Unterricht im Schreiben und im Lesen des Geschriebenen ging nur sehr langsam, trotz alles Eifers auf beiden Seiten. Der ehrwürdige Franziskaner sandte zur

rechten Zeit Dinte, Federn und Papier, oder brachte sie selbst mit. Das war allemal eine große Freude. Dafür wanderten aber auch reichliche Geschenke an Getreid, Eiern und Schmalz ins Kloster. So oft der Pater kam, forderte er den Georg auf, mit ihm nach dem Kloster zu gehen. Georg aber bat immer wieder um einen Wegweiser nach seiner Heimath. Die beiden Buben des Bauern redeten ihm zu, doch bei ihnen zu bleiben, bis sie groß wären; dann wollten sie mit ihm zu seinen Aeltern gehen.

So ging es zwei Jahre fort. Die Pest hatte wohl das benachbarte Dorf heimgesucht; der Bauernhof mitten im Walde blieb verschont. Es war aber auch allen vom ehrwürdigen Franziskaner zur strengsten Pflicht gemacht, sich ja nicht in das Dorf zu wagen, bis sie von ihm die Erlaubniß dazu erhalten haben würden. Genau wurde dieser Auftrag beobachtet. Sommer und Winter, Saat und Aerndte wechselten. Hansel und Michel hatten Fertigkeit im Schreiben und Lesen erlangt. Noch sollten sie auch das Rechnen lernen im Kopfe und mit Ziffern. Auch dieses ging nach und nach. Vater und Mutter hatten die größte Freude. „Wenn wir nur ein Buch hätten," seufzte Georg immer. Allein woher nehmen? Nur der ehrwürdige Franziskaner konnte ihnen da helfen. Allein Niemand getraute sich zu ihm etwas davon zu sagen. Vater und Mutter wollten es auch nicht thun. Nun kam Georgs Namenstag. Bauer und Bäuerin unterredeten sich, wie sie ihm eine Freude machen könnten. Da kam gerade der ehrwürdige Franziskaner. Die jungen Leute waren auf dem Felde.

Der Pater sah es den Hausleuten an, daß ihnen etwas am Herzen liege. „Was fehlt, ihr lieben Leute? Sagt es offenherzig. Vielleicht kann ich helfen, oder doch rathen.

Der Bauer erzählte, wie sie eben mit einander geredet, wie und womit sie dem Soldatengörgl zu seinem Namenstage eine Freude machen könnten. „Ich wüßte wohl,“ setzte er mit wichtiger Miene bei, „was ihm am liebsten wäre; aber — —“. Jetzt stockte er — „„Was aber?““ fragte der Pater. — „Ein Buch möchte er recht gerne. Aber wo sollen wir ein Buch hernehmen. Kostete es, was es wolle — gerne wollte ich es bezahlen; denn — sagte der Bauer — auch meine Buben hätten die größte Freude daran.“ — „„da läßt sich helfen,““ antwortete freundlich der Pater; „„dafür will ich schon sorgen, daß er an seinem Namenstage ein Buch erhält.““

Der Namenstag Georgs war da — aber auch das Buch hatte der Pater geschickt. Von dem wußte Georg nichts. Alle wünschten ihm Glück. Aber Georg war nicht fröhlich; er hatte die Nacht über nur wenig geschlafen, und viel geweint. Heim zu den Aeltern sehnte er sich; darum war er nicht fröhlich. Jetzt kamen der Bauer und die Bäuerin in die Stube mit fröhlichem Gesichte. „„Wir wünschen dir alles Gute, auch daß du deine Aeltern wieder einmal finden mögest“ — da fing Georg laut zu schluchzen an — „du hast zwar seit einiger Zeit her schon die Arbeit eines Knechtes gethan, aber heute dinge ich dich als Knecht. Und dazu noch dieses“ — der Bauer reichte ihm ein Päcklein dar und freute sich schon zum voraus auf die

Ueberraschung. Georg öffnete es schnell, und siehe da — ein Buch. Jetzt weinte Georg vor Freuden; er wischte sich die Thränen aus den Augen, und öffnete das Buch. Der Titel lautete: „Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahres.“ Dann war unten noch der Name des Druckortes beigesetzt. Alle wollten nun das Buch sehen und wissen, was darin stand; besonders neugierig waren Hansel und Michel. Doch — mit dem Lesen wollte es nicht gehen; sie kannten nur einzelne Buchstaben. „Ihr sollt auch das Buch lesen lernen,“ tröstete Georg seine beiden Schüler. „Das geht leichter als schreiben.“ Und so war es auch. Jetzt wurde nun alle Sonn- und Feiertage das Evangelium gelesen. „Gerade so, wie es der ehrwürdige Pater in der Kirche herabliest,“ sagte der Bauer. Nun wollte alles lesen lernen. Georg that, was er konnte.

7. Der Soldat.

Nach dem Tode des Kaisers Ferdinand II. im Jahre 1637 wurde der Krieg, der bereits neunzehn Jahre gedauert, wieder fortgesetzt. Zum Glück blieb Bayern einige Jahre von feindlichen Einfällen befreit. In Verbindung mit dem kaiserlichen Heere fochten die Bayern in auswärtigen Ländern mit abwechselndem Glücke. Selbst die Feinde mußten dem Heldenmuthe und der ausdauernden Tapferkeit der Bayern gerechtes Lob ertheilen. Die Bayern folgten auch hierin nur dem erhabenen Beispiele des edelsten der Fürsten, ihrem Churfürsten Max, der von seiner Zeit wie von der Nachwelt

durch den Namen „der Große" ausgezeichnet ist. Der Krieg forderte ungestimm Soldaten. Das Land war entvölkert; der Ackerbau lag darnieder, weil es an arbeitenden Händen gebrach. Geldversprechungen, Auszeichnungen wurden jedem gemacht, der in den Kriegsdienst trat. Mit List und Gewalt wurden die Männer alle, welche Waffen zu tragen im Stande waren, unter den Soldatenrock gesteckt, ja man errichtete eigene Werbstationen.

Es geschah an einem Sonntage im Herbste, des Jahres 1642. Der Gottesdienst war geendet. Die jungen Leute standen noch beisammen, und ergötzten sich in heiteren Scherzen, indem sie einander neckten mit dem Soldat werden. Auch Georg stand unter ihnen. Da kam ein kleiner Trupp halbbewaffneter Leute. „Gut Freund! Wo aus der Weg nach Schradau?" rief derjenige, welcher dem Trupp voraus ging und ihr Anführer zu seyn schien. Da lachten die Bauernburschen in der Meinung, daß jener den Weg so gut wüßte, als sie selbst. Nur Georg zeigte sich bereitwillig, den Ankömmlingen den Weg in das nur zwei Stunden entfernte Schradau zu weisen. Den Söhnen seines Bauern, welchen Georg als seinen zweiten Vater ehrte, trug er auf, zu Hause zu sagen, warum er erst nach Mittag heimkommen könne. „Wäre er nicht mitgegangen!" denkt sich mancher. Doch Gottes Wege sind verschieden von den Wegen des Menschen. Seine Kameraden riefen dem Georg noch scherzend nach: „Daß du fein gar Soldat wirst!"

Und aus dem Scherz ist Ernst geworden; denn mitten im Walde, durch welchen der Weg nach Schradau führte,

machten ihm seine Begleiter den Antrag, ob er denn nicht Soldat werden möchte. Georg schlug es rundweg ab. Da mußte er anfangs viele beissende Spottreden anhören. „Du mußt,“ schrie ihn der Anführer endlich an. „„Du mußt? hm! wer wird mich wohl zwingen?““ fragte Georg mit zornfunkelnden Augen. „Wir“ — entgegneten alle mit Hohnlachen. Da blieb er stehen, und sah alle an. „Zehn gegen Einen!“ dachte er sich; „Gewalt hilft nicht, nur List kann dich retten; am ersten können mir meine Füsse durchhelfen.“ Sie gingen nur eine kleine Strecke noch und Georg — war im Dickicht verschwunden. „Faß nach, Dunau!“ schrie jetzt der Anführer — und ein gewaltiger Fanghund stürzte dem Entflohenen nach. Dunau verstand sich durch viele Uebung ganz meisterlich auf dergleichen Jagden. Auch die Fremden — sie waren Niemand anderer, als Werber — theilten sich eilig und streiften dem Georg nach. Georg wurde vom Dunau bald erreicht, und rücklings zu Boden geworfen. Jetzt vernahmen die Werber das Bellen ihres Hundes, der ihnen damit zu verstehen gab, daß ihm der Fang geglückt; und sie fanden ihren Flüchtling, treu bewacht von dem Hunde, der ihm die Füsse a f seine Brust gesetzt, die scharfen Zähne entgegenfletschte. Georg wurde seiner Kleider beraubt, aber nur mit Gewalt; denn er wehrte sich wie ein Verzweifelter. Doch viele Hunde waren des Hasens Tod. Sie gaben ihm nun einen Soldatenrock und schleppten ihn fort, nicht nach Schradau, sondern an einen weiter entlegenen Ort. Georg mußte nun wider Willen Soldat werden, nicht als ob es ihm

an Muth gebrach, sondern weil er fürchtete, gegen die ins Feld ziehen zu müssen, welche die katholische Religion und Kirche vertheidigten. Was ihn tröstete, war der Gedanke, daß es so Gottes Wille gewesen; denn sonst wäre es ja so nicht geschehen. Wenigstens hat es Gott zugelassen. Er schwur zur Fahne, und zwar mit so größerer Freude, da er auf derselben Bayerns Schutzpatronin, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskinde erblickte. „Die hat ja bei Prag, wie Peter mit dem hölzernen Fusse mir öfters erzählte, den Bayern den Sieg verschafft," sagte er halblaut, daß es die andern Soldaten wohl hörten, „sie wird auch mir zum Siege helfen."

Im Winter hindurch wurde Georg mit vielen andern täglich in den Waffen geübt. Er begriff alles leicht, übte den pünktlichsten Gehorsam und erwarb sich so die Wohlgewogenheit seiner Vorgesetzten. Im Frühlinge des Jahres **1643** mußte er ins Feld, den Franzosen entgegen, welche, geführt von treuloser Staatsklugheit, dem Feinde ihrer eigenen Religion dienten. Bei Düttlingen an der Donau im Würtembergischen kam er das erstemal ins Treffen. Die Franzosen wurden von den bayerischen Truppen mit großem Verluste zurückgeworfen. Georg wurde leicht verwundet. Von diesem heißen Tage an hatte er keine Ruhe mehr; täglich kleine Gefechte mit den feindlichen Soldaten, oder Streifzüge über Kreuz und Quer. Hatten sie einige Tage Ruhe, so waren dieselben für Georg qualvoller als die feindlichen Kugeln, die ihn streiften oder doch nicht gar schwer verwundeten. Rauben, und wehrlose Menschen

oder verlassene Häuser plündern und zerstören, war ihm in der Seele zuwider. Gar oft hielt er es für seine Pflicht, seine Kriegskameraden von solchen Schändlichkeiten abzuhalten, oder doch die gefährdete Ehre und Unschuld junger Mädchen gegen ihre Ausgelassenheit zu schützen. Zwar galt Georg bei allen als ein braver Kriegskamerad; aber seine Eingezogenheit und Frömmigkeit ging ihnen nicht ein. Auf einem Streifzuge machte seine Abtheilung mehrere Gefangene. Diese wurden von seinen Kameraden schonungslos mißhandelt. Da erbarmte sich der Elenden Georg und hörte nicht auf zu bitten, bis die Gefangenen menschlicher behandelt wurden. Auch waren dem Feinde Geld und Lebensmittel abgenommen worden. Da gab es einen lustigen Abend. Da wurde gezecht ohne Maaß; da hörte man die frechsten Reden. Georg entfernte sich mit noch einigen besser gesinnten, und erholte sich Kraft auf den morgigen Tag in anständiger Unterhaltung.

Georg unterließ an keinem Tage, seine gewohnten Gebetsübungen vorzunehmen; häufig betete er im Stillen, während man dem Feinde entgegenzog. Täglich empfahl er sich dem Schutze Mariens, unter deren Fahne er focht. Wohl dachte Georg oft an seine Heimath, und gab bei allen Hin- und Herzügen Acht, ob er nicht dieselben entdecken könnte. Bei diesem Gedanken entstürzten häufige Thränen seinen Augen, was seinen Kameraden meistens zu kränkenden Spottreden veranlaßte. „Du hättest bei der Mutter am Spinnrocken sitzen bleiben sollen, statt Soldat zu werden,“ sagte der eine. „Nein, nein! er hätte Pfaff

werden sollen; denn predigen kann er trotz unsers Feldpaters," setzte ein anderer spöttisch bei. Georg fühlte sich verletzt durch solche und ähnliche Reden; aber er wußte zu schweigen. Seinen Muth und seine Entschlossenheit in der Gefahr mußten seine Kameraden jedesmal rühmen. Auch seine Vorgesetzten achteten ihn als einen der bravsten Soldaten. Hätte Georg hochmüthigen Ehrgeitz besessen, so hätte er nicht immer als gemeiner Soldat dienen müssen. Gehorchen war ihm lieber als befehlen. Erzählten seine Kameraden ihre Heldenthaten mit übertriebenem Selbstlobe, so war Georg ein bescheidener Zuhörer, und gab ihnen seinen Beifall mit lautem „Bravo" zu erkennen. Auch dieses gewann ihm viele Herzen, so daß er nach und nach weniger durch Spottreden und Neckereien zu leiden hatte.

8. Der Verwundete.

Die bayerischen Waffen waren vom Glücke begleitet; besonders bei Mergentheim an der Tauber, wo der Bayer'sche General, der wackere Mercy, über den französischen General Turenne den vollständigsten Sieg erfocht. Nun wurden endlich auch Frankreich und Schweden des Krieges müde. Allgemein war die Sehnsucht nach dem Frieden. Fürsten und Völker lagen so zu sagen in Ohnmacht. Um Frieden zu schließen, wurde von den beiden Krieg führenden Partheien zu Münster und Osnabrück in Westphalen im Jahre 1645 ein Zusammentritt veranstaltet. Schon

hatten die Unterhandlungen eine Zeitlang gedauert. Dadurch ließ sich aber der schwedische General Wrangel nicht abhalten, die Feindseligkeiten fortzusetzen. Er vereinigte sich mit dem erst vor Kurzen von den Bayern geschlagenen französischen General Turenne. Beide dürsteten nach Rache an Bayern; darum spielten sie auch den Kriegsschauplatz wieder nach Bayern, um darin die letzte, aber auch die schrecklichste Scene aufzuführen. Churfürst Max von Bayern, der Vater seines Volkes, das ihm mit ausdauernder Liebe anhing, wollte den Ausgang der allgemeinen Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück nicht mehr abwarten, und fand es für sein Land vortheilhafter, für sich und das geistliche Churfürstenthum Cöln den 14. März 1647 zu Ulm einen Waffenstillstand einzugehen. Als der Kaiser dieses vernahm, so zürnte er heftig auf den Churfürsten von Bayern, weil er so gegen den kaiserlichen Willen gehandelt hatte. Der undankbare Kaiser drohte sogar, rief die bayerischen Truppen von dem Dienste des Churfürsten ab, und brachte den bayerischen General Werth wirklich dahin, daß er sie ihm zugeführt hätte, wenn nicht dessen Untreue noch zu rechter Zeit aufgedeckt worden wäre. Diese Uneinigkeit zwischen dem deutschen Kaiser und dem bayerischen Churfürsten benützten die Feinde. Besonders die Schweden stellten gar übertriebene Forderungen an Kaiser und an den Churfürsten; denn es war ihnen nicht recht Ernst mit allen Friedensvorschlägen. Solchen Uebermuth des Feindes ließ sich der hochherzige Bayernfürst nicht gefallen; er kündete den Waffenstillstand und schickte

dem Kaiser frische Truppen zu. Das Kriegsfeuer brach wider Bayern aufs neue und heftiger los als zuvor. Denn gleich mit dem Jahre **1648** stürmten **24,000** Schweden und Franzosen, von gräßlicher Rache entflammt, an den Lech heran. Der Bayerische General Gronsfeld fand seine Truppen an der Anzahl zu schwach und vergaß ihren Muth und ihre bisherige Tapferkeit. Er zog sich mit Eilfertigkeit, und was das schlimmste war, in Unordnung zurück, so daß sein Herr gänzlich zerstreut wurde. Einige alte Soldaten, die schon unter Tilly gedient hatten, murrten wohl. „Tilly gab niemals das Fersengeld" sagten sie. Die wilden, feindlichen Horden nahmen jetzt einen wüthenden Zug vor, nicht um zu fechten; denn sie fanden ohnehin nirgend mehr einen Widerstand, sondern blos um zu morden und zu zerstören. Vom Lech bis an die Isar ward alles zur Wüstenei gemacht. Was entkommen konnte, flüchtete sich nach München. Da diese Stadt die letzten Jahre her mehr befestiget worden war, und das anströmmende wüthende Heer alle Wälle voll mit Leuten bedeckt sah, rasete es vorbei, nahm seinen Zug über Freising, Moosburg und Landshut, wo sie die Vorstadt in Brand steckten, rannten von da aus in einer Wuth bis an den Inn. Zum Glück war bedeutendes Hochwasser; und als alle ihre Versuche, den Inn zu übersetzen, vergeblich waren, nahmen sie einen eben so verheerenden Rückzug. Neumarkt und Eggenfelden, Pfarrkirchen, Leonsberg, Erding u. s. f. wurden nach verübten unmenschlichen Grausamkeiten geplündert, weggebrannt, verwüstet.

Die bayerischen Truppen sammelten sich inzwischen. Auch der deutsche Kaiser schickte ihnen Truppen. Vereinigt griffen sie im Rücken das schwedische Raubgesindel an. Bei Dachau, unweit München, kam es zum Handgemenge, in welchem die Räuber den Kürzern zogen; und hierauf wurden sie über den Lech zurückgedrängt. Auch auf diesem Zuge war Georg ein braver Soldat. Er sah sein Vaterland verwüstet; überall begegneten ihnen rauchende Brandstätten, öde liegende Mauertrümmer, blutende Leichen. Oft, ohne es wehren zu können, mußten die Bayern zusehen, daß der Feind das noch erst gänzlich zerstörte, was er das erste Mal in seiner Eile verschont hatte.

Georg lag schwer verwundet unter einer Eiche; unter den vordersten im Kampfe traf ihn gleich beim Beginne eine feindliche Kugel. Seine Kameraden konnten ihm nicht helfen, sie mußten dem Feinde nachsetzen. Er war freilich nicht der einzige, der hier im Elende lag; Freunde und Feinde befanden sich in gleichem Elende; denn keiner konnte dem andern helfen. Da erschien ein hilfreicher Engel. Ein Pater aus dem nahen Kloster N. . . suchte jeden zuerst zu trösten, brachte Wasser, theils ihren brennenden Durst zu löschen, theils ihre Wunden aus zu waschen und verband dieselben. Seine Menschenliebe umfaßte alle als Menschen und als seine Brüder. Hierauf wurden Georg und seine Kameraden im Kloster liebreich gepflegt und geheilt. Georg war der letzte, der sein Schmerzenlager verlassen konnte; aber noch war er nicht im Stande, seine Weiterreise anzutretten. — Unterdeß war es Friede geworden; derselbe wurde den

14ten Oktober 1648 zu Münster und Osnabrück unterzeichnet. Dieß ist der berühmte „westphälische Friede,“ welcher dem verderblichen dreißigjährigen Kriege ein Ende machte. Die Soldaten wurden in ihre Heimath entlassen. Allgemein war die Freude, als sich die Nachricht von dem Frieden verbreitete. Erst jetzt fing man besonders in Bayern wieder an, die verwüsteten Ortschaften aus ihrem Schutte zu erheben. Der Ackerbau wurde aufs Neue betrieben.

Auch Georg hörte die Botschaft des Friedens mit freudiger Hoffnung, seine Heimath wieder zu finden. Allein wie? wer sollte ihm den Weg zeigen? dieses machte ihn niedergeschlagen und traurig. Bereits war zu dem der Winter vor der Thüre. „Du hast ja wieder geweint!“ sprach zutraulich der Pater, der ihn ins Kloster gebracht. Was liegt dir denn am Herzen? Entdecke es!“ Nun erzählte Georg seine bisherige Geschichte. Er schloß seine Erzählung also: „So viele ich auch fragte, kein Mensch kannte dieses Thierhaupten, wonach mein Herz sich immer gesehnt hat.“ Der Pater, der bisher theilnehmend zuhörte, tröstete ihn mit der Freudenbotschaft, daß er nicht gar zu ferne mehr wäre, näher als er vermuthete. „Doch gedulde dich, Georg, bis du gänzlich geheilt bist; im Frühlinge dann sollst du deine Heimath, deine Aeltern und Geschwisterte wieder sehen.“ „„Ja, wenn sie noch leben!““ entgegnete Georg und fing wieder zu weinen an.

Der Winter verstrich für Georg allzu langsam. Auch seine Wunde heilte nicht. Der Frühling war da. „Ach es war auch im Frühlinge, als ich aus der Heimath fortging, aus der ich bereits achtzehn Jahre entfernt bin.“

9. Ins Elend.

Bereits waren die Sonnenwendsfeuer aller Orten verbrannt; mit frohem Sinne hatten die Kinder ihren Freudensprung darüber gemacht, als Georg für die empfangenen Wohlthaten dankte und aus dem Kloster ging. Der Pater, der ihm so liebreich zugethan war, hatte für einen tüchtigen Wegweiser auf einen Tag gesorgt, und für die übrigen Tage die Orte genau bezeichnet.

Die Heimkehr in kurzen Tagreisen ging glücklich von statten. Nur drei Stunden mehr entfernt verirrte Georg im Walde, durch den ihn der Weg führte. Es war noch früher Morgen. Im stillen Gebete sucht und findet er Tröstung. Endlich gelangt er aus dem Walde. Froh schlägt ihm das Herz. Er hofft den ihm so wohlbekannten Kirchthurm zu erblicken. „Doch nein! auf dieser Seite des Waldes kann meine Heimath nicht seyn. Das Lechthal ist viel weiter," sprach Georg zu sich selber. Jetzt gelangt er an einen Trümmerhaufen, der früher ein blühender Bauernhof gewesen. Menschen findet er nicht.

Er wandert wieder weiter. Auf einmal bemerkt er, daß nur einige Schritte von ihm der Thau am Grase abgestreift sey. „Hier sind Menschen gegangen, vielleicht erst vor Kurzem. Ich will nachgehen. Vielleicht finde ich doch wieder den rechten Weg!" und stieg langsamen Schrittes den Hügel hinan, dann hinab und wieder hinauf. Welch' ein überraschender Anblick! Eine halbe Viertel-Stunde vor ihm viele Menschen versammelt, ein neues Häuschen in

ihrer Mitte —— es war die Kapelle von „Maria im Elend!“ Vor Freude und Rührung fällt Georg auf seine Knie nieder und betet mit dankerfülltem Herzen für die wunderbare Fügung, an dem Orte nach so langer Entfernung sich wieder zu finden, an welchem er mit Gewalt entführt worden war. Alle Erinnerungen seiner Kinderjahre tauchten wieder auf. Er eilt die Anhöhe hinunter, und mischt sich unter die andächtigen Beter. Im Freien auf einer eigens errichteten Kanzel stand der alte ehrwürdige Pater Willibald, eben derselbe, der vor achtzehn Jahren ihm und seinen Genossen den Auftrag gegeben, für ihn bei Maria im Elend ein Ave zu beten. Als Georg eintraf, erzählte der Prediger eben, wie die jetzt wieder hergestellte Kapelle zerstört und ein Knabe, den viele seiner Zuhörer wohl gekannt hätten, verschwunden sey. „Wo mag er wohl seyn? Lebt er noch? und wenn er noch lebt, wie ist es ihm seitdem gegangen?“ fragte der Prediger. O wie gerne hätte Georg ausgerufen: „Ja er lebt noch jener Knabe; er ist hier; sieh, ich bin es;“ allein er hält sich zurück, um die Andacht nicht zu stören. Nur ein altes Mütterchen nahe bei der Kanzel weinte überlaut. Dieß bemerkt der Pater und erkennt an ihr Georgs Mutter. „Sei getrost, Mutter!“ sprach er unter allgemeiner Rührung. „Betrachte diese Kapelle! eben so lange, als dein Kind entfernt ist, lag sie in Trümmern; nun ist sie neu erbaut, zum Troste für viele. Auch du wirst deinen Sohn wieder finden, wenn nicht noch hier auf Erden, doch jenseits im Himmel. Mein Inneres sagt es, daß Maria, die

Mutter unsers Erlösers, welche dein Sohn so innig verehrte, seine schützende Mutter gewesen. Hier oder jenseits im Himmel wirst du deinen Sohn wieder finden in kurzer Zeit." Dann fuhr er fort zu reden von dem mächtigen Schutze, den Maria gewährt allen, die sie auf die rechte Weise verehren. Die wahre Verehrung Mariens," erklärte der Prediger seinen Zuhörern, bestehe nicht bloß in der Anrufung um ihre Fürbitte, sondern ganz besonders in der Nachfolge ihrer Tugenden," und stellte dann an ihr das Muster dar für Kinder, für die jungen Leute, besonders für Jungfrauen, für Eheleute und endlich für den Wittwenstand. Am Schlusse bat er zu Maria um besondern Trost für Georgs Mutter und empfahl sich und die ganze Christenheit in den Schutz Mariens. — Hierauf wurde auch auf einem im Freien errichteten Altare das Opfer der heiligsten Messe gefeiert. Nach geendetem Gottesdienste setzten sich die Leute nieder und verzehrten ihre mitgebrachten Lebensmittel.

An der Kapelle saß ein alter, blinder Mann mit einer Fidel in der Hand. Ein blühender Knabe neben ihm bat die Vorübergehenden um Almosen. Jetzt fing der Blinde an, seine Fidel zu streichen. Schnell sammelten sich die Leute um ihn, zu hören seinen Gesang. Auch Georg war unter denselben. Und der Alte sang in frommer Andacht das Lied von

„Maria im Elend.“

„O Jammer, Elend, große Noth!
„Was fang' ich an, o lieber Gott?“
So klagt ein frommer Hirtenknabe,
Der sonst so munter, ohne Habe
Und flink, nur frohe Lieder sang.

„Dem Hause darf ich so nicht zu,
„Find' ich nicht die verlorne Kuh,
„Die hier im dichten Forst verirrte.
„O war ich nicht ein schlechter Hirte?“
Er eilt' und suchte Tage lang.

Da ist kein finst'rer, junger Schlag,
Kein Abgrund, keine Schlucht, kein Hag,
Den nicht sein scharfes Aug durchspähte.
Der Baum — sein Bett; und kaum noch krähte
Der Hahn: so war er wieder fort.

Er sucht, und — findet nicht die Kuh,
Und eilt des Waldes Ende zu
Und fällt auf seine Kniee nieder
Und betet zu Maria wieder:
„Maria! hilf im Elend mir.“

„Du hast mich jedes Mal erhört,
„Und meine Bitten mir gewährt;
„Mich hör' auch jetzt in meinen Nöthen:
„Ich will drei Rosenkränze beten
„Und hier ein Kirchlein Dir erbau'n.“

Getrost erhebt er sich — Die Kuh
Springt ihm — o Wunder: — mullend zu.
Er danket Gott mit frohem Sinne,
Marien für die güt'ge Minne,
Erneuernd sein Gelübd'. —

Er dachte sich: „Ein Mann ein Wort!
„Doch bin ich arm!“ — Von Ort zu Ort

Geht bettelnd er — erzählt das Wunder:
Ein jeder gibt ihm gern' und munter
Die Gabe für das Kirchlein hin.

Das Kirchlein wird hier schnell erbaut,
Wo er die böse Kuh erschaut.
Viel betend Volk aus allen Orten
Sucht Hilfe, Trost und Stärke dorten
Bei Dir, Maria im Elend.

„Ja, ja! dieß ist die Legende von der „Maria im Elend." So hat's mir schon mein Großvater erzählt!" sagte Georg mit Thränen im Aug — und wollte in die Kapelle eintreten, um seine Andacht zu verrichten. „Denn mit Gott muß man anfangen, wenn's gelingen soll," dachte er bei sich, ehe er nach den Seinigen sich erkundigen und ihnen sich entdecken wollte. Da begegnet ihm der ehrwürdige Pater Willibald. Alsogleich küßt Georg — er trug seinen Soldatenrock noch — dem Pater die Hand, und zugleich dessen Namen nennend. Der Pater verwunderte sich und sagte: „Ich kenne den jungen Soldaten nicht; woher denn des Weges?" Da erwiederte der junge Solrat: „„Euer Ehrwürden kennen des Küsters Georg nicht mehr?"" — „Gott sey gelobt!" frohlockte der Pater. „Wo kommst du her? wie ist es dir ergangen? O wie wird deine Mutter sich freuen. Sie ist hier. Wenn dein Vater noch lebte! Gott hab' ihn selig, er war ein Ehrenmann." — —

Die Leute liefen neugierig zusammen, um zu sehen, was es gebe. Auch Georgs alte Mutter kam. Niemand konnte sich die Freude des ehrwürdigen Paters erklären. An den Menschen im Soldatenrocke dachte man nicht; denn

man war froh, wenn man keinen sah. „Georg,“ sprach Pater Willibald ganz laut, „jetzt müssen wir vor allem deine gute Mutter suchen, damit sie sich noch einmal freue, bevor sie ins Grab sinkt.“ „„Die dürfen Sie, Ehrwürden, nicht lange suchen, Georgs Mutter ist schon da! Aber wo ist mein Georg?“ entgegnete schnell die „alte Küsterliese,“ wie sie von den Leuten jetzt genannt wurde. „Sieh, alte Mutter! hier ist dein Georg,“ redet der Pater. Und Georg hatte schon die Hand seiner Mutter gefaßt; konnte aber kein Wort reden. Die alte Küsterliese wußte selbst nicht wie ihr war. Endlich brach sie in die Worte aus; „Bist du denn auch mein Georg? Mein Georg war aber kein Soldat; mein Georg lebt nicht mehr!“ und schüttelte ihren Kopf. Da versicherte der Pater die Mutter wiederholt, daß Georg im Soldatenrocke ihr Sohn sey. Wer beschreibt ihre Mutterfreude? Ihr einziger Wunsch, den sie auf Erden noch hatte, war erfüllt; weil sie nur ihren Georg wieder hatte! Dann ging sie mit ihrem wiedererhaltenen Sohne und dem Pater in die Kapelle, und dankte Marien für den Schutz, welchen sie ihrem Herzensliebling hatte angedeihen lassen.

Schnell wie ein Lauffeuer hatte sich unter den Anwesenden die Nachricht von Georgs Ankunft verbreitet. „Küsters Georg ist wieder da,“ rief eines dem andern zu. „Wo? wo ist er denn?“ fragten zehn auf einmal. „In der Soldat dort ist es,“ lautete die Antwort. Als Georg aus der Kapelle kam, entstand ein Gedränge um ihn; Jung und Alt grüßten ihn freundlich und bezeugten ihre Freude über seine glückliche Ankunft. Er konnte nicht auf alle ihre Fragen

zugleich antworten. „Aber warum kamen denn heute gar so viele Leute hier zusammen?“ fragte Georg. „Das weißt du nicht?“ erwiederte ihm seine Mutter; „siehe, diese Kapelle wurde zertrümmert am nämlichen Tage, an welchem du mir bist entrissen worden. Nun haben wir sie wieder aufgebaut; und heute ist sie eingeweiht worden. — Ja wenn dein Vater und dein Bruder noch lebten, sie würden gewiß eine so große Freude haben, als ich. Aber die Pest — —“ da stockte die Mutter und bekreuzte sich, als stände der böse Feind vor ihr. Georg wußte genug, wodurch seine Freude wieder herabgestimmt wurde.

Der ehrwürdige Pater führte nun den glücklichen Georg und seine noch glücklichere Mutter bei Seite und reichte ihnen einige Erfrischungen. Die Mutter konnte vor Freude nur wenig essen und fragte ihren Georg bald um dieses, bald um jenes, und das Nämliche oft zwei, drei Mal, so daß Georg kaum Zeit hatte zum Essen vor lauter Erzählen. Der ehrwürdige Pater sprach ihnen eifrig zu, daß sie doch essen sollten.

Die Heimath.

Es wurde das Zeichen zum Aufbrechen gegeben. Alle versammelten sich um die Kapelle und beteten die lauretanische Litanei. Dann ging der wohlgeordnete Zug frommer Beter durch den Wald Thierhaupten zu. Georg wich nicht von der Seite seiner hochbetagten Mutter; er konnte nicht recht beten; sein Herz war zu voll. So unerwarte-

tes Wiederfinden, an diesem Orte, bei solcher Gelegenheit, nach achtzehn Jahren: dieß war zu viel für sein genügsames Herz.

Georgs Schwester, gleichen Namens mit der Mutter, eine blühende züchtige Jungfrau von fünf und zwanzig Jahren, konnte sich nur dunkel mehr an ihren Bruder erinnern. Wohl hatte sie ihn oft nennen gehört; oft sehnte auch sie sich, ihn wieder zu sehen. Bei dem Tode des Vaters und ihres ältern Bruders war sie erst 11 Jahre alt und hatte seitdem alle Leiden mit der Mutter getheilt. Sie war ein Muster für alle ihres Geschlechtes; und wurde auch von allen Töchtern des Dorfes geliebt und geachtet. Elisabeth hatte an diesem Tage das Haus zu hüten. Sie getraute sich auch nicht im geringsten von demselben sich zu entfernen. Darum harrte sie auf der hölzernen Bank vor der Hausthüre, bis der Wallfahrtszug ankäme, und freute sich auf das Kommen der Mutter. Schon vernahm sie die lauten Beter. Die Kinder sprangen dem Zuge entgegen, der nun gleich in die Kirche einzog, um noch den Segen zu empfangen.

Alle gingen aus der Kirche, die Einen unmittelbar nach Hause, die Andern zu den Gräbern ihrer Aeltern, Kinder und Geschwisterte. Unter den Letztern befanden sich Georg und seine Mutter. Sie besuchten die Grabstätte des Vaters und Bruders und beteten für das Heil ihrer armen Seelen. Elisabeth hatte — ihr älterliches Haus stieß an den Gottesacker — beide Gräber mit einigen frischen Blumen geziert — was sie früher an jedem Sonntage morgens gethan.

Ehe noch die Mutter heimkam mit Georg, hatte seine Schwester von Vorübergehenden gehört: „Du, Dein Bruder ist da." Allein Liese wollte es nicht glauben, bis ihr nicht ihre eigene Mutter dieses bestätigte, und Georg ihr die brüderliche Hand zum herzlichen Gruße reichte. Sie sahen einander längere Zeit an und schienen zu fragen einander: „Bist du mein Bruder? Bist du wirklich meine Schwester?" Da weinten beide vor Uebermaaß der Freude. Sie hatten einander so vieles zu erzählen, zu fragen, daß sie fast an kein Ende kamen.

Plötzlich öffnete sich die Stubenthüre, und — wer stand draußen? -- Peter mit dem hölzernen Fuße. Er schaute umher, wie ein Feldherr vor dem Beginne der Schlacht, und fragte: „Ist's denn wahr, was die Leute sagen? He, Kriegskamerad! bist du Georg, unser ehemaliger Feldpater? Lebst du wirklich noch, während die Pest deine Kameraden abgeholt hat?" Georg war ihm unterdeß entgegen gegangen. Ein aufrichtiger teutscher Handschlag und ein einfach „Gott zum Gruß" war die Antwort. „Nun seitdem du fort bist, redete Peter weiter, hat sich bei uns vieles verändert. Die schwedischen Räuber und Mörder brannten uns die Häuser über den Köpfen zusammen. Du hast ja die frischen Dächer gesehen. Und erst das Kloster! Gott sey ihnen gnädig, diesen feigen Mördern, die ihr Müthlein an den Qualen der ehrwürdigen Patres kühlten, und denk nur, dem Pater Johannes*)

*) Er hieß Pater Johannes Stainrock.

spalteten sie sein kahles, frommes Haupt." In diesem Tone redete Peter mit dem hölzernen Fuße noch lange, so daß, wenn es von ihm abgehangen wäre, die Schweden einen Vertilgungskrieg zu fürchten hatten. Mutter und Schwester weinten während Peters Rede; und dem Georg funkelten die Augen durch ein Gefühl der Rache, das sich in seinem Innern regte, aber schnell wieder unterdrückt wurde.

Nun Peter seinen ehemaligen Feldpater — wie er Georg in seiner Treuherzigkeit jetzt nannte — wieder gesehen hatte, entfernte er sich.

Georg verlebte jetzt glückliche Tage. Er erzählte, was er gehört, gesehen und ausgestanden hatte, und ließ dann wieder erzählen, was unterdeß im Orte vorgegangen. Er sollte sich nicht lange seines jetzigen Glückes freuen. Es erkrankte seine Mutter, empfing die heiligen Sterbsakramente und starb in wenigen Tagen. Die Mutter liegt noch todt im Hause, da legt sich auch seine Schwester und stirbt nach drei Wochen den seligen Tod derjenigen, von denen Christus sagt: „Selig sind, die reinen Herzens; denn sie werden Gott anschauen." Das waren für Georg jetzt die härtesten Schläge. Das ganze Dorf nahm an seinem gerechten Schmerze den innigsten Antheil.

Georg wollte nun nicht mehr an dem Orte so trauriger Erinnerungen bleiben. Er ging an den Ort, an welchem sein Leiden begonnen, zu „Maria im Elend." Hier beschloß er zu leben und zu sterben, im Dienste derjenigen, die ihn bisher so treulich beschützt und beschirmt hat. Sein Lebensunterhalt bestand in frommen Gaben der Wallfahrter,

denen er durch guten Rath und Gebet beisprang. Eine Hütte von Holz schützte ihn gegen Regen, Wind und Schnee. Er erreichte kein hohes Alter. Im letzten Jahre vor seinem Tode wallfahrtete er nach Altötting. Heimgekehrt, befiel ihn ein Zehrfieber. Dann empfing er die heil. Sterbsakramente und entschlief gottselig im Herrn. Man fand seine Leiche am Fuße des Altars vor dem Marienbilde mit gefalteten Händen. Noch lebt dieser junge Einsiedler in dem Munde alter Leute.

Die junge Indianerin.

1. Die Gefangene.

Zwischen dem Sklavensee und dem Ausflusse des Mackenzie in das nördliche Eismeer wohnen mehrere Stämme von Indianern, mit allerlei passenden oder unpassenden Namen bezeichnet. Da sind die Zänker-Nation, die Berg-, die Hasen-, die Biber-, die Nathana-, die Kupfer-, die Dog Ribb-Indianer und andere mehrere. Bald leben sie im Frieden mit einander, bald aber zerfleischen sie im unmenschlichen Kriege ihre Mitbrüder, theils aus Rache, theils aus Lust nach Beute; oft entflammt auch der Ehrgeiz ihrer Anführer den blutigen Streit. Ist der Kampf geendet, beginnt die Jagd, um feine kostbare Pelze den Europäern gegen Branntwein, Pulver, Tabak und dergleichen verhandeln zu können. Ihnen ist die Jagd nur eine Vorschule des Krieges. Hier muß der junge Indianer seinen Muth, seine Entschlossenheit, seine Stärke und Gewandtheit zeigen, ehe er unter die Zahl der freien, streitbaren Männer aufgenommen wird.

Es war hier am Anfange unsers Jahrhunderts, als die Dog Ribb und Biber Indianer einander bekriegten. Ein Biber Indianer wurde todt an einem waldigen Felsenabhange von den Seinigen gefunden. Diese erhoben ein wildes Geschrei um den Todten. Sie legten sich auf den Boden, und schnupperten gleich Jagdhunden nach den Fußstapfen des Mörders ihres Bruders. Der greise Vater vernahm den Tod seines Kindes und schwur Rache, blutige Rache dem Mörder. Er ging hin an den Platz, auf welchem sein Sohn todt war gefunden worden. Mit ängstlicher Sorgfalt spürte er nach, ob sich denn nicht die Fußstapfen des vermeintlichen Mörders entdecken ließen. Auf einmal schreit er laut auf: „Großer Geist! ich will nicht in das Land der Seligen, bevor ich nicht den Mörder meines „schwarzen Geiers" — wie er seinen Sohn nannte — gerächt habe." Dann legte der Greis sein Ohr hart an den Boden und horchte — still, nur einige Schritte von ihm entfernt, standen die Seinen — dann gebot er ihnen, sich auf die Erde zu legen und zu horchen. Wie mit einem Male und aus einem Munde fuhren alle in die Höhe und schrieen: „Die Dog Ribb, Dog Ribb." Schnell reißen die Biber Indianer ihren Tomahawk — eine Streitaxt, die zugleich als Beil dient, um Bäume zu fällen, von der Schulter und rüsten sich zum Kampf wider den Feind. Lange blieb alles stille; nur das Gebrüll eines wilden Thieres, oder das Geschrei aufgescheuchter Raubvögel hallte schauerlich durch Wald und Felsenklüfte. Jeder Europäer hätte gelächelt und die Achseln gezuckt wegen dieser Zube=

reitung zum Kampfe mit Menschen. Allein die Sinne dieser wilden Indianer sind von frühester Kindheit stets geübt, und deßhalb erlangen diese Menschen eine von uns angestaunte Schärfe derselben.

Es mochten ohngefähr zwei Stunden vorüber seyn; da bewegten sich die Biber Indianer, einer nach dem andern, so daß der Folgende genau in die Fußstapfen des Vorhergehenden trat, und der Letzte deckte die Fußstapfen zu, damit dem Feinde die Richtung ihres Zuges und ihre Anzahl verborgen bliebe. Alle waren im Dickicht des tausendjährigen, wildverwachsenen Waldes verschwunden. Eine schauerliche Stille herrschte. Auch der Leichnam des Todten war nicht mehr zu sehen. Ein fürchterlicher Lärm erhebt sich plötzlich; einzelne Menschenstimmen tönen durch; es ist ein Kriegsgesang der Dog Ribd, dem Feinde Schrecken einzujagen. Bald wird dieser Kriegsgesang in noch schauerlicherer Weise von den Biber Indianern erwiedert. Auf beiden Seiten werden die Indianer Horden sichtbar. Da springt die „kleine Schildkröte" — dieß der Anführer der Dog Ribd — vor, wendet sich zu den Seinen und spricht die schaudererregenden Worte: „Die Knochen eurer im Kriege gebliebenen Landsleute liegen unbedeckt, ihre Geister schreien, wir müssen die Mörder dort aufsuchen. Folget dem Triebe eurer Tapferkeit, salbet euer Haar, bemalt euer Antlitz, füllt eure Köcher, lasset die Wälder von euren Gesängen widerhallen, tröstet die Geister der Getödteten und gelobet ihnen Rache." Sprach's und rannte gegen die Biber Indianer. Diese aber zogen sich zurück. Schnell

ließ die kleine Schildkröte die Seinigen Halt machen. — Ihr Anblick war gräßlich. Die einen hatten ihr Gesicht schwarz, roth und weiß gefärbt, andere aber es ganz geschwärzt; selbst die Augen des einzelnen hatten wieder verschiedene Farben. Viele hatten den Kopf vermummt mit einer Ochsenhaut, so daß die Hörner aufrecht stunden. — Während die Dog Ribb sich zu besinnen schienen, ob sie ihrem Feinde in das Dickicht folgen sollten oder nicht, stürzten die Biber Indianer auf allen Seiten auf sie ein mit wildem Geschrei. Nur wenige Flintenschüsse fielen und diese, ohne zu treffen. Dafür wurde der Tomahawk fürchterlich über die Häupter geschwungen. Auf beiden Seiten lagen bereits mehrere in ihrem Blute — keiner wich; jeder focht mit wüthender Grausamkeit, Mann gegen Mann; bisweilen traf jeder seinen Gegner, so daß beide zugleich fielen unter den gegenseitigen Streichen. Lange schwankte der Sieg; endlich wichen die Biber Indianer in eiliger Flucht, nachdem ihr Anführer — der „Waldbiber" genannt, von dem Tomahawk der „kleinen Schildkröte" getroffen, niedersank. Die Dog Ribb setzten ihnen mit gräßlichem Geschrei nach, und machten mehrere Gefangene, darunter ein junges Mädchen, die Tochter des Waldbibers. Die Dog Ribb kehrten nach einiger Zeit auf den Kampfplatz zurück, um die Todten und Schwerverwundeten zu scalpiren, d. h. ihnen die Haut über den Kopf abzuziehen. Dieses geht also zu: Die Indianer scheeren ihren Kopf ganz kahl bis auf einen Büschel am Scheitel. Da wird nun mit einem eigenen Messer, das der Indianer immer

bei sich trägt, ein Einschnitt rund um den Kopf gemacht; der scalpirende Indianer setzt den Fuß auf den Hals des Erschlagenen oder Schwerverwundeten, wickelt den Haarbüschel auf dem Scheitel desselben um seine linke Hand, und in einem Zuge ist die Haut über den Kopf herunter. Die abgezogene Kopfhaut, die Scalpe zugenannt, trocknet der Sieger und bewahrt sie als Denkzeichen seiner Kriegsthaten.

Dieses gräßliche Geschäft wurde von den Dog Ribb jetzt mit der größten Fertigkeit ausgeführt. Die kleine Schildkröte eignete sich die junge Biber Indianerin zu. Sie war nach den Begriffen der Indianer eine ausgemachte Schönheit, mit etwas weißröthlichter Hautfarbe, kleinen schwarzen Augen, und einem Munde, der mit den schönsten Zähnen besetzt war. Ihr Gang, mit nach einwärts gesetzten Füßen, war wackelnd, wie der der Gänse, ein Umstand, der in den Augen der Indianer nur ihrer Schönheit einen höhern Reiz verlieh. Die kleine Schildkröte nahm die Gefangene in das Haus des Lebens auf, d. h. als wie sein eigenes Kind.

Doch welch ein entsetzlicher Anblick für die junge Indianerin! Mit einem Schrei des Entsetzens und des höchsten Schmerzens stürzt sie über den Leib eines alten Kriegers hin, der eben von der kleinen Schildkröte war scalpirt worden, und einzelne Töne ausstößt. „Tochter! räche mich!“ stöhnt der greise Krieger, und läßt sein blutendes Haupt zurücksinken.

Nun stimmten die Dog Ribb einen Siegesgesang an, nahmen die Gefangenen und Verwundeten in die Mitte

und zogen tiefer in ihr Stammgebiet, zu dem „Bett, in welchem ihre Väter schliefen.“ Hier sollte der Grausamkeit erst die Krone aufgesetzt werden. Der schwerverwundete Waldbiber wurde von seiner Tochter abgesondert, so daß es ihm unmöglich war, mit seinem Kinde zusammen zu kommen. Uebrigens wurde er sorgfältigst gepflegt, seine Wunde geheilt, und gut genährt, damit er fett würde. „Ich weiß, welches Schicksal mich erwartet — ich bin dem Hause des Todes bestimmt. Bräche doch mein Todestag bald an; ich will meinen Feinden zeigen, daß ich als ein tapferer Mann sterbe.“ Sprach's und ließ sich das vorgesetzte Wildpret schmecken.

Eine geraume Zeit war verstrichen. Die Biber Indianer lebten in steter Furcht, von den Dog Ribd zur Nachtszeit in ihren Kabanen — Zelten aus Thierfellen gefertigt — überfallen zu werden. Allein diese beschäftigten sich mit der Jagd, während ihre Weiber die Hausgeschäfte besorgten und sich den schwersten Arbeiten unterziehen mußten. Die junge Gefangene wurde von ihnen liebevoll behandelt, und wünschte sich nur, ihren alten Vater, wenn er noch am Leben wäre, pflegen zu dürfen. Allein trotz aller Bitten konnte sie dieses nicht erlangen. Was aber ihren Schmerz auf das Höchste steigerte, war das Bewußtsein, ihren Vater auf die schrecklichste Weise sterben sehen zu müssen.

Endlich brach der Todestag des Waldbibers an. Auf dem freien Platze, den die Kabanen der Dog Ribd umgaben, wurde ein hoher, starker Pfahl in der Erde befestigt, und um denselben herum Holzstöße errichtet. Da

trat die kleine Schildkröte zum Waldbiber und sprach: „Dein Schicksal erwartet dich.“ „„Es ist gut,““ antwortet der Waldbiber gleichgiltig und schreitet mit stolzer Miene zum Scheiterhaufen, während er folgenden Helden- und Todtengesang anstimmt: „Der große Geist ließ mich nicht unter dem Tomahawk fallen — doch gehe ich jetzt hin und sterbe als ein tapferer Mann. Mein Geist aber wird um Rache schreien und meine Brüder werden ihn trösten mit eurem Blute. Ich sterbe mit Freuden — aber nie werden meine Feinde sagen: der Waldbiber klagte über Schmerzen und entehrte seinen Stamm. — Kommt, ihr großen Krieger meines Stammes, du großer Zahn, und du kühner Adler, und du tapferer Löwe! Kommt und stimmt in meinen Heldengesang; ich sterbe eurer würdig.“ Nachdem er diesen schauerlichen Gesang vollendet, ward er an den Marterpfahl gebunden, die Holzstöße flammten hoch auf — Kinder und Weiber warteten mit gespannten Bogen, schossen kleine Pfeile auf ihn ab, oder rannten zu ihm hin, die Haut ihm mit scharfen Messern zu zerfleischen und mit Feuerbränden ihn zu schlagen und zu peinigen. Der Gemarterte lacht in Mitte dieser Qualen, und raucht gemächlich seine Pfeife. Jetzt kamen die Männer, rissen ihm die Nägel von Händen und Füßen, zerquetschten ihm Finger und Zehen zwischen rauhen Steinen, und schnitten ihm Fleischstücke aus Schenkel und Waden und einige Zehen und Finger ab. Doch der Waldbiber spottete also: „Ihr seyd nicht Männer; die alten Weiber und Kinder unseres Stammes sind im Martern ihrer Feinde geübter und sinn-

reicher. Habt ihr's nicht vernommen, als ich am Biberstock eure Brüder dem Hause des Todes weihte — eure Brüder jammerten — also peinigte ich dieselben. — Gebt mir Tabak, daß ich meine Pfeife stopfe." Es wird ihm Tabak gereicht; nur Einen Finger besitzt er noch, und dieser ist halb zerquetscht, er stopft seine Pfeife und raucht aufs neue gemächlich fort, als ob er zu Hause in seiner Kabane liege! Aber seine Feinde wurden durch solches Benehmen nur zu neuer Wuth entflammt — und dieß beabsichtete der Waldbiber, damit seine Qualen abgekürzt würden. Von allen Seiten seines halbgebratenen Leibes wurden ihm jetzt große Stücke Fleisch abgerissen und von ihnen gefressen; dann nahmen sie glühende Holzstäbe, brannten die Wunden aus und rieben sie mit Salz ein. Unter diesen und noch grausamern Martern und Qualen hauchte der Waldbiber seine stolze Seele aus. Sein Leib wurde nun getheilt, das Fleisch ganz geröstet und von den Männern verzehrt, während die Weiber das aufgefangene Blut ihren Kindern zum Trinken reichten, um Krieger aus ihnen zu ziehen.

Die junge Biber Indianerin, die Tochter des gemarterten Waldbibers, wurde unterdeß in der Kabane des Häuptlings aufbewahrt, um nicht den alten Vater zu noch größerer Standhaftigkeit durch ihre Gegenwart oder durch Zurufe zu ermuntern. Als sie das schreckliche Ende ihres Vaters vernahm, verfiel sie in eine Art Trübsinn, und welkte sichtbar dahin. Das Weib der kleinen Schildkröte war um ihre neue Tochter sehr besorgt und fürchtete, selbe

durch einen frühen Tod zu verlieren. Auf ihre Frage, ob die junge Indianerin sich nach den Ihrigen sehne, antwortete sie mit Kopfschütteln. Alle ihre Schritte und Tritte wurden sorgfältig bewacht, damit sie nicht etwa zu den Ihrigen heimlich entweichen, und diese und die befreundeten Stämme der Biber Indianer zur blutigen Rache gegen die Dog Ribd aufreizen möchte. Doch schien das junge Mädchen nichts dergleichen auszusinnen, sondern ging bald trübsinnig herum, bald sang sie mit ausgelassener Freude die Kriegs- und Siegeslieder ihres Stammes. Zu Arbeiten ließ sie sich wenig brauchen und zeigte eine auffallende Vorliebe zu Putzsachen, mit denen sie sich gerne unterhielt.

2. Das Geldstück.

Geschmückt mit der Scalpe des Waldbibers, die er an seiner linken Schulter befestigt hatte, zog die kleine Schildkröte mit seinem Sohne und den Untergebenen auf die Jagd. Ein tüchtiger Bär fing sich in einer Grube. Nun galt's, denselben zu erlegen, und als köstliche Beute nach Hause zu bringen. Die kleine Schildkröte und ihre Leute schossen anfangs mit Pfeilen auf den Bär, der hiedurch gereizt ein fürchterliches Geheul erhob, was in den Ohren der Dog Ribd Indianer als eine himmlische Musik galt, wie das Aechzen und Stöhnen besiegter, mit dem Tode ringender Feinde. Hierauf griffen sie nach ihren Lanzen, die theils mit Eisen beschlagen, theils mit einem scharfen,

spitzen Felsenstein versehen waren. Ein jeder der Dog Ribb war bedacht, daß seine Lanze sicher treffe, ohne von den Zähnen oder den Tatzen des Bären zersplittert zu werden. Endlich griff der Sohn der kleinen Schildkröte nach dem Tomahawk und schlug damit nach dem Kopfe des Bären — dieser fuhr mit entsetzlichem Gebrüll in die Höhe und — stürzte betäubt durch den Schlag darnieder; nach einigen Zuckungen verendete das gemarterte Thier. Das war nun ein unbeschreiblicher Jubel, als das todte Thier, aus der Grube gezogen, zu den Füßen des Häuptlings lag. Nun wurden schnell einige Baumäste mit dem Tomahawk abgehauen, der Bär mit zarten zähen Baumästchen daran gebunden und von vier Dog Ribb nach der Kabane des Häuptlings getragen. Ihm folgten der Häuptling und seine Untergebenen. Ihre Weiber und Kinder erhoben beim Anblicke des Bären ein ausgelassenes Freudengeschrei; ein jedes wollte dem Sieger des Wildes zuerst Lob und Huldigung darbringen. Der Bär wird seiner Haut beraubt, sein Fleisch getheilt, sein Fett aber sorgfältig gesammelt und aufbewahrt. Nun folgte ein leckeres Mahl. Das Fleisch des erlegten Bären machte das Hauptgericht. Im reichlichen Maaße wurde der Branntwein getrunken.

Niemand war vergnügter, als der Stammhäuptling der Dog Ribb, der mit Vaterstolz auf seinen Sohn hinblickte, der seitwärts stand. „Hört, Brüder! der Sohn dort ist seines Vaters würdig — Muth und Stärke, wie wenige seines Alters, zeigte er in Schlachten und auf Jagden — ihm danke ich mein Leben; er ist werth, daß

er den edlen und tapfern Kriegern unsers Stammes zugezählt werde. Also redete mit feierlichem Ernste die kleine Schildkröte. — Da erhoben sich alle ehrfurchtsvoll und nickten und klatschten freudigen Beifall. Ein hochbejahrter ehrwürdiger Greis, dessen Körper keine Schwäche noch verrieth, sprach die wenigen Worte: „Heute noch beginne das Fest.“ Alle schrieen ein einstimmiges Ja. — Schnell wurde nun Hundefleisch mit Bärenfett am Feuer hergerichtet, unterdessen die Krieger einen schauerlichen Kriegsgesang anstimmten. Die Weiber und kleinen Kinder zogen sich mit Entsetzen zurück, so schauerlich war der Gesang der Krieger. Der Sohn der kleinen Schildkröte stimmte mit Freuden in denselben ein, und schwang seinen Tomahawk in gewaltigen Kreisen über seinem Kopfe. Da der Gesang geendet, wurde jener auf ein Biberfell gesetzt. Eine Kriegspfeife, mit starkem Tabak gefüllt und brennend ging im Kreise der Krieger herum; ein jeder that einige Züge daraus, und zuletzt wurde die Pfeife dem Sohne des Häuptlings als ein ehrenvolles Geschenk überreicht, und ihm ein Gürtel, aus einer Bärenhaut geschnitten, umgehangen. Jetzt erhoben sich die Krieger, nahmen den Jungen in ihre Mitte und zogen zu einer nahen Felsenhöhle, neben welcher ein kleiner See seinen Wasserspiegel ausbreitete. In der Felsenhöhle wurde ein mächtiges Feuer angezündet — und der Sohn der kleinen Schildkröte in dieselbe eingeschlossen. Lange Zeit weilte er darin — die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu — die Krieger staunten über des Jünglings ausdauernde Kraft und hießen

ihn endlich heraustreten und sich in den See stürzen. Wie befohlen so geschehen. Er schwamm zum jenseitigen Ufer, tauchte dreimal unter und stieg dann bei den Seinen ans Land. Unter allgemeinem Jubel wurde er in eine neben der Kabane seines Vaters neuerrichtete Kabane geführt. Am morgenden Tage sollte die Einweihung vollendet werden.

Der junge Dog Ribd bereitete sich in aller Frühe des andern Tages zum Feste vor. Er wusch seinen Körper zuerst in heißem, dann in kaltem Wasser, ordnete seine Waffen, seinen Hauptschmuck. Da trat er zu den Kriegern, die mit nassem Schießpulver auf seinen Körper allerlei wunderliche Figuren zeichneten, deren Rand sie dann mit Nadeln punktirten, dickere Striche aber mit scharfen Flintensteinen ins Fleisch schnitten, und die wunden Theile mit einem gewissen Holze brannten und zuletzt mit kaltem Wasser auswuschen. Nun erhielt der junge Dog Ribd nach der Sitte seines Stammes einen neuen Namen „der Bär." Ein köstliches Mahl machte den Schluß dieser ganzen Handlung.

Während des Mahles wurden Boten der Biber Indianer angemeldet. „Die bitten um Frieden," sprach die kleine Schildkröte; „sollen wir ihnen Frieden und Schutz gewähren?" Die jungen Krieger verneinten die Frage; ein Greis aber erhob sich und redete also: „Jene sind unsere Brüder — wir haben uns gerächt; die Beine ihrer von uns erschlagenen Brüder haben sie begraben ins Bett der Väter. Verbinden wir uns mit ihnen gegen die Nathana, welche uns an die weißen Europäer verkaufen wollten." Sprach's und setzte sich — und die andern stimmten bei.

Die Boten der Biber Indianer kamen, und trugen mannigfaltige Geschenke von feinen Pelzen, Korallen und glänzenden Federn, auch mehrere Silbermünzen. Die Geschenke wurden angenommen, und das Kalumet herbeigeholt. Das Kalumet ist nichts anders als eine große Tabakspfeife, deren Kopf von Marmor und weiß angestrichen ist. Jeder der Krieger that einige Züge daraus — dann wurde sie auch zum Zeichen des Friedens zwischen den beiden Stämmen den Boten der Biber Indianer gereicht.

Nachdem nun das Doppelfest der Einweihung „des Bären" zum Krieger und des Friedensschlusses vorüber war: betrachtete die kleine Schildkröte die erhaltenen Friedensgeschenke. Auch die junge Biber Indianerin durfte dieselben besehen; sie äußerte eine kindische Freude besonders bei dem Anblicke der Silberstücke und hörte nicht auf, zu bitten, bis der Häuptling ihr eines schenkte. Sie betrachtete nun von allen Seiten die Münze, rieb dieselbe, und konnte nicht satt werden, sie zu sehen. Sie redete die Bilder auf beiden Seiten an, erhielt aber natürlich keine Antwort. Die junge Indianerin schien niemals Geld in ihre Hände bekommen zu haben. Mehrere Tage lang unterhielt sie sich mit der erhaltenen Silbermünze; nicht im Geringsten zeigte sich mehr Trübsinn oder Traurigkeit. Sie schien alles andere vergessen zu haben.

Bekanntlich halten die Indianer ungemein viel auf Träume. Was jemand träumt von einem Andern bekommen zu haben, muß dieser herausgeben. Da träumte nun die junge Biber Indianerin einmal, daß jenes Bild, welches

auf einer Seite des geschenkten Silberstückes sich befand, ihr erschien und also zu ihr redete: „Vertrau' dich mir — ich schenk' die Freiheit dir." Als die junge Indianerin am Morgen erwachte, war das erste, daß sie ihre Silbermünze aus ihrem Gürtel hervornahm und mit dem einen Bilde zu reden anfing: „Du, liebe Frau mit deinem Kinde, schenke mir die Freiheit, die du im Traume versprochen hast." Allein das Bild redete wieder nicht, so sehr auch die Indianerin um eine Antwort bat. „So rede nur, und schau mich nicht bloß so freundlich an. Oder laß dein Kind mit mir reden!" Auch dieses war umsonst. Sie verfiel in ihren vorigen Trübsinn und niemand konnte sich das Betragen der Indianerin erklären. — Auf einmal war sie verschwunden; niemand hatte sie gesehen. Die kleine Schildkröte tobte gewaltig, und es gereute ihn, mit den Biber Indianern erst Frieden geschlossen zu haben; denn er vermuthete Verrath. Schnell ließ er seine besten Hunde herbeiführen, und suchte nach einem Stücke Kleidung der Verschwundenen, oder was sie sonst gebrauchte; aber vergebens — nicht das Geringste war zu finden. Dieß steigerte seinen Zorn noch höher. Er führte seine Hunde an den Ort, an welchem die junge Indianerin ihre Schlafstelle hatte, damit sie hier einen Geruch der Entschwundenen aufnähmen und so dieselbe finden möchten, dann um die Kabane herum, und ließ sie jetzt los, um zu suchen. Alle richteten ihren Lauf nach einer Seite hin — ein Zeichen, das dem Häuptling die froheste Hoffnung des Wiederfindens gewährte. Schnellen Laufes eilte er mit den Seinen den Hunden nach.

Bereits war die Nacht angebrochen — und die Gesuchte noch nicht gefunden. Die Hunde fingen an, im Kreise herum zu schnuppern und zeigten hiedurch an, daß der Geruch einer weitern Spur für sie verloren sey. Auf's Gerathewohl hin wollte der Häuptling nicht weiter suchen, sondern legte sich auf den Boden, roch an der Spur, horchte nach allen Seiten hin, untersuchte genau, wohin etwa die Verschwundene ihren Weg genommen. Doch seine Sinne waren nicht schärfer als die seiner Hunde. Unmuthig legte er sich auf des Waldes Moos nieder, unter einem uralten Kieferstamme, und überließ seine müden und matten Glieder der Ruhe und dem Schlafe. Einer der Seinigen wachte. Um Mitternacht fing der Häuptling fürchterlich zu schreien an, so daß Alle erschrocken aus dem Schlafe auffuhren, in der Meinung, sie seien von Feinden oder von wilden Thieren überfallen worden. Die Wache wechselte nun; alle schliefen ruhig bis zum anbrechenden Morgen. Als der Häuptling gefragt wurde, warum er Nachts so gewaltig geschrieen habe, antwortete er mit finsterer Miene: „Ehret meinen Schmerz, forschet nicht weiter, laßt uns nach Hause eilen, damit nicht die Nathana unsere Weiber und Kinder mit sich führen." Eilig wurde aufgebrochen, und im schnellsten Laufe der Weg bis zu den Kabanen zurückgelegt. Schon harreten Boten der Biber Indianer, inständig um Hilfe bittend gegen die Nathana. Man rüstete sich eilig zum ernstesten Kampfe, und weil der Angreifer meistens den größten Vortheil hat, so wollten auch die Dog Ribb den Nathana zuvorkommen, brachen ihre Kabanen ab und zogen in die nahen Felsen-

gebirge der Biber Indianer, den Nathana entgegen. An einem kleinen Flüßchen trafen sie den versammelten Stamm der Biber Indianer. Die kleine Schildkröte forschte nach seiner entschwundenen Sklavin; allein dieses war umsonst. Nun wurde der gemeinsame Zug und Angriff verabredet, und so zwar, daß die Nathana vorne von den Dog Ribb, hinten aber von den Biber Indianern zu gleicher Zeit sollten angefallen werden. Mit äußerster Vorsicht zogen sie nun in das Stammgebiet der Nathana Indianer, die sich nirgends sehen ließen. Bald aber entwickelte sich der blutige Kampf, der sich in ein gegenseitiges Schauder erregendes Hinmetzeln verwandelte. Beide Stämme schrieben sich den Sieg zu; beide Theile hatten viele der Ihrigen zu beklagen, und ließen die Leichname liegen, Raubvögeln und wilden Thieren zum köstlichen Fraße, heimziehend in die Stammgebiete. Nun pflegte jeder der Jagd und brachte seinem Häuptlinge Geschenke. Gebot aber dieser gemeinsame Jagd, dann sammelten sich alle, besonders die Jungen, die sich auszuzeichnen suchten, um je eher je lieber in die Zahl der freien Krieger aufgenommen zu werden. Klettern, Schwimmen, Laufen, Schwingen des Tomahawk, Schießen mit Pfeilen, Werfen der Lanzen, und besonders die Jagd, oder Abrichten der Hunde, waren und sind die Hauptbeschäftigungen jener Indianer-Stämme, die den kalten und gemäßigten Norden bewohnen. Allmählich schwinden sie dahin durch die Blattern, den Genuß des Branntweins und den Krieg der Stämme unter einander.

---

3. Das kostbare Geschenk.

Während in der Heimath Jagd und Krieg in blutiger Weise wechselten, hatte die entschwundene Biber Indianerin manch hartes und trauriges Loos zu bestehen. Sie hatte seit ihrer Gefangennehmung schon darauf gesonnen, sobald als möglich zu entweichen und nach ihrer Rückkehr zu den Ihrigen diese zur blutigen Rache an den Dog Ribb zu entflammen. Ihr Trübsinn war mehr Verstellung, als tiefgefühlter Schmerz über die Trennung von dem ihrem Herzen so Theuern. Von der Todesart ihres Vaters, den sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit liebte, und selten von seiner Seite wich, hatte sie keine zuverläßige Nachricht. Sie wußte nicht genau, ob er auf dem Kampfplatze erschlagen, oder lebendig gefangen und dem Hause des Todes geweiht worden sey; nur zu bekannt aber war ihr die Sitte der Indianer-Stämme, ihre im Kriege gefangenen Feinde auf die furchtbarste Weise zu Tode zu martern. „War mein Vater gefangen, dann hat er seine tapfere Seele ausgehaucht und der große Geist hat sie geführt ins Land der Seligen. Hätte der Waldbiber nur seinen Tomahawk und sein Scalpirmesser mit ins Grab bekommen — ja im Lande der Seligen würde er sich und mich an seinen Feinden rächen.“ So redete sie, aber nur stille vor sich hin, das Haupt zur Erde gesenkt. Sie fing dann meistens zu weinen an, und den Namen ihrer Mutter, die sie schon frühzeitig durch die schrecklichen Blattern verloren hatte, zu nennen. Allein stand sie da unter Fremdlingen, unter den Feinden

ihres Stammes als eine Gefangene. Seit jenem Traume, in welchem das Bild der geschenkten Silbermünze ihr erschienen und die Freiheit verheißen hatte, wartete die junge Indianerin mit Sehnsucht der Erfüllung dieses Versprechens. Die auf die Aufnahme des „Bären" unter die Zahl der Krieger und auf den Friedensschluß mit den Biber Indianern folgenden Trinkgelage, und den betrunkenen Zustand des Häuptlings, ihres Herrn, benutzte sie nun zur nächtlichen Flucht. All das Ihre — es bestand nur in einem länglichten Tuche, um ihre Blöße zu bedecken, einigen Bändern, Federn und Stacheln vom Stachelschwein; natürlich fehlte nicht das geschenkte Geldstück — raffte sie schnell zusammen und verschwand, ohne nur im Geringsten bemerkt zu werden. Sie lief die Nacht hindurch mit außerordentlicher Schnelligkeit, um ihren nachsetzenden Feinden einen bedeutenden Vorsprung abzugewinnen. Allein in der Dunkelheit hatte sie die Richtung des Weges zu den Ihrigen verloren, und war fast auf die entgegengesetzte Seite gekommen. Am frühen Morgen horchte sie, ob ihre Verfolger sich nicht naheten. Als sie sich vom Gegentheil überzeugt hatte, raufte sie langes Gras aus, umwickelte ihre Füße und watete längere Zeit im Grase umher, um besonders die etwa nachsetzenden Hunde irre zu leiten. Bei dem geringsten Geräusche, das zu ihrem scharfen Ohre gelangte, fuhr sie erschrocken in die Höhe und drehte mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ihren Kopf nach allen Seiten hin. Plötzlich hielt sie in ihrem Laufe inne und griff mit der rechten Hand nach ihrem Haarzopf, und riß die daran als Zierde befestigte

Schelle herunter, um nicht etwa durch den Ton derselben verrathen zu werden.

Jetzt gelangte sie an ein schnell dahinrauschendes Flüßchen mit hohen Ufern. Freudig schlug ihr das Herz — sie athmete leichter; denn am jenseitigen Ufer glaubte sie das Stammgebiet der Ihrigen. Sie suchte hin und her um einen Steig zum Wasser hinab, ohne einen zu finden. Genau betrachtete sie nun jeden Busch und die etlichen Absätze bis zum Flüßchen hinab, und gleich dem Rehe setzte sie in wenigen kühnen Sprüngen hinab, mit der Rechten sich sorgsam an den Zweigen der Gebüsche leicht wendend, in der Linken ihr Päckchen tragend. Sie suchte durch das Wasser zu waten; da ward sie aber vom Zuge des Wassers mit fortgerissen — und pfeilschnell schwamm die Indianerin ans jenseitige Ufer, das mit hohem Schilfe bedeckt war. Nur mit Mühe und mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte gelangte sie durch das Schilf auf festen, grünenden Wiesgrund. — Die Furcht, von ihren Feinden eingeholt und einem grausamen Martertode preisgegeben zu werden, ließ sie an nichts anderes mehr denken. Nun sich die Indianerin auf heimathlichem Boden glaubte, schwand die Furcht; dafür fühlte sie Hunger und Durst, Ermüdung und Schläfrigkeit. Sie setzte sich nieder in den Schatten eines dichten Gebüsches, um auszuruhen. Ihr brannten die hellrothen Lippen, ihr Mund und Hals waren trocken. Sie versuchte aufzustehen; aber sie fühlte eine Art Lähmung an den Füßen. Nun kroch sie auf allen Vieren nach dem Flüßchen, um mit hohler Hand Wasser zu schöpfen und ihren brennenden

Durst zu löschen. Darnach fühlte die Indianerin einige Erleichterung, und wusch und rieb ihre Füße mit frischem Flußwasser. Jetzt suchte dieselbe nach eßbaren Wurzeln, grub sie mit ihren Händen aus und verzehrte die ersten mit Heißhunger. Dann überließ sie sich dem Schlafe, obwohl die Sonne noch hell und freundlich aus dem wolkenlosen Himmel herniederleuchtete.

Ungefähr um Mitternacht erwachte die junge Indianerin; der Durst quälte sie fürchterlich. Mond und Sterne schimmerten gar lieblich. Da dünkte ihr, von Ferne her Tritte zu vernehmen; sie versteckte sich tiefer ins Gebüsch und erwartete, ohne sich zu regen, was da kommen würde. Es war nur ein gewaltiger Hirsch, der sich dann wieder langsam entfernte. Die Indianerin trat nun aus dem Gebüsche und ging zum Flüßchen, ihren Durst zu löschen. Es war ihr ganz eigen zu Muthe; eine innere Regung trieb sie an, in der mondhellen Nacht noch ihren Weg fortzusetzen, ohne zu wissen wohin. In der festen Ueberzeugung, auf dem eigenen Stammgebiete sich zu befinden, gedachte sie in ein Paar Tagreisen ihre Stammbrüder zu treffen. Allein sie wanderte bereits mehrere Tage, stillte ihren Hunger mit Waldbeeren und löschte ihren Durst mit frischem Wasser, konnte jedoch nirgend eine ihr bekannte Stelle entdecken. Daß sie eine irrige Richtung eingeschlagen haben konnte, fiel der jungen Indianerin nicht bei. Nach allen Seiten ihr scharfspähendes Auge hinwendend, entdeckte sie menschliche Fußstapfen im seichten Sande, und legte sich auf den Boden, um daraus abzunehmen, welcher Stamm von Indianern hier gegangen

sey. Währenddem vernahm sie in naher Ferne einen wilden Kriegsgesang. Jetzt erst bemächtigte sich ihrer wieder Furcht und Angst; denn diese Fußstapfen waren nicht die ihrer Stammgenossen, der Kriegsgesang nicht der der Biber Indianer. Sie kehrte nun in eiliger Flucht wieder um, um wenigstens ihr Leben zu retten. Sie lief, bis sie ihre Kräfte verließen; ermattet sank sie nieder, ohne sich zu kümmern, wie es ihr weiter ergehen werde; sie konnte nicht mehr weiter. Sie untersuchte ihr Päcklein, ob nichts verloren gegangen sey, nahm das geschenkte Silberstück und schien im Anblick jenes weiblichen Bildes mit einem Kindlein auf dem Arme versunken. Nach einiger Zeit sprach die junge Indianerin halblaut: „Vertrau' dich mir, ich schenk' die Freiheit dir: das hast du mir im Traume versprochen, und du, böse Frau, hast mich betrogen." So und mit ähnlichen Worten zankte sie noch einige Zeit mit dem stummen Bilde auf der Silbermünze, bis der Schlaf sie überwältigte.

Als nun die junge Indianerin erwachte, wußte sie nicht, wie ihr geschehen; sie lag auf einem mit weichem Moose gefüllten Sacke; neben ihr stand eine Frau mit einem Kinde auf dem linken Arme, gar holdselig zum Anschauen. Die Indianerin wußte nicht, ob sie träumte oder wachte; es wollte ihr bedünken, als sey es jene Frau mit ihrem Kinde, deren Bild ihr Silberstück zeigte, und die ihr im Traume erschienen war. Sie faßte Zutrauen zur holdseligen Frau und redete in ihrer Sprache zu ihr, die Hände bittend ausgestreckt: „Gute Frau! schenk' mir die Freiheit." Allein die gute Frau verstand diese Rede

nicht, und meinte, die Indianerin bitte um Brod und Wasser oder um etwas anderes; doch als man der Indianerin das Vermuthete brachte, schüttelte sie ihren Kopf. Die Frau mit ihrem Kinde war in Verlegenheit, was sie mit dem Indianer-Mädchen anfangen sollte. Zwei ihrer Knechte hatten es im Walde gefunden im tiefen Schlafe liegend; sie versuchten es aufzuwecken: doch ihre Mühe war vergeblich, und sie meldeten zu Hause das Begegniß. Ihre gutmüthige, edle Herrin, eine geborne Französin, ließ das Indianer-Mädchen in ihre Wohnung bringen, weil sie vermuthete, es sei eine entlaufene Sklavin, die bisher ein hartes Loos zu tragen hatte, und der sie gerne in ihrem Hause angemessene Beschäftigung verschaffen wollte. Ihr Mann, der besonders um seines katholischen Glaubens willen sich in diese tiefe, einsame Wildniß zurückgezogen hatte, war nicht zu Hause, als dieses sich zugetragen. Die Gattin war der Einwilligung ihres ächtchristlichen Mannes zum voraus gewiß. Ihre beiden ältern Kinder waren Mädchen von fünf und sieben Jahren; ihr jüngstes, das sie auf dem Arme trug, zählte erst fünf Monate, ein holder Knabe, die besondere Freude des Vaters.

Die Indianerin blieb auf ihrem Moossacke zusammengekauert liegen. Nun ging die gute Frau und brachte ihre beiden Mädchen, die in ihren Schürzen reife Baumfrüchte trugen. Furchtsam beim Anblick der kupferrothen Indianerin, versteckten sich die beiden Kinder hinter der Mutter und hielten sich mit einer Hand am Kleide der Mutter fest. Diese winkte freundlich dem Indianer-Mädchen,

aufzustehen; dieses streckte nur wieder bittend ihre Arme aus, und redete einige Worte, ohne verstanden zu werden. Jetzt befahl die Mutter ihren Kindern, dem Mädchen Baumfrüchte darzureichen. Schüchtern langten die Kinder aus ihren Schürzen selbe hervor und reichten sie, die Mutter noch immer mit der einen Hand am Kleide haltend, mit der andern der Indianerin mit den Worten: „Nimm und iß; sie schmecken süß.“ Freundlich nickte die Mutter. Die rothgestreiften Aepfel gefielen der Indianerin; hastig, so daß das Kind ein wenig erschrack, griff diese darnach und betrachtete die Aepfel von allen Seiten, indem sie nicht zu wissen schien, was sie damit anfangen sollte. Dieses merkte das ältere Mädchen, nahm einen andern Apfel aus der Schürze, fuhr damit zum Munde und aß davon, der Indianerin so zeigend, daß diese Aepfel zum Essen seyen. Nur langsam brachte die Indianerin einen Apfel zum Munde, ohne davon zu kosten. Schelmisch schaute sie umher, zu erforschen, ob sie beobachtet werde, oder nicht. Die Mutter ließ nun ihre Kinder die noch übrigen Aepfel neben den Moossack hinlegen, und entfernte sich mit ihnen. Etwas später brachte die Mutter der Indianerin gebratenes Fleisch, und Wasser in einer hölzernen Schüssel, stellte beides derselben vor, sie ermunternd zum Essen, und entfernte sich wieder. Die Indianerin, von niemand beobachtet, aß zuerst die Aepfel, trank Wasser, und kostete nur wenig vom gerösteten Fleische; die übrige Zeit blieb sie sich selbst überlassen; nur die Mutter des Hauses kam bisweilen und sah nach der Indianerin um.

Die Nacht brach an: der Mann war noch nicht heimgekommen, herbstlicher Regenschauer und ein starker frostiger Wind machten das Reisen in finsterer Nacht, besonders in solch einsamer Wildniß des Waldes noch unangenehmer. Die Mutter horchte bekümmerten Herzens öfters am offenen Fenster, ob sie etwa Hufschlag vernehme. Die Kinder fragten mehrmalen: „Liebe Mutter! kommt der Vater bald, und bringt er uns heute auch etwas Schönes mit?“ Die Mutter aber wies ihre Kinder an, ihr Nachtgebet zu verrichten und sich ins Bett zu legen. — Nach Verlauf einer Stunde nahete sich zu Pferd ein hoher Mann im langen schwarzen Kleide; neben ihm ging jemand zu Fuß einher, haltend den Zügel des Pferdes. Schnell öffnete die Mutter die Thüre des Hauses, in der Hand ein Licht haltend, leuchtete in die finstere Nacht hinaus und fragte: „Bist du's, lieber Mann?“ „Ja, wir sind es, liebe Tochter!“ entgegnete die ihr wohlbekannte Stimme des Reiters, den sie augenblicklich erkannte. Es war Pater P. aus der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu, der die drei Kinder Larnier's — so hieß der Besitzer des freundlich mitten im Urwalde an einer kleinen Anhöhe liegenden Hauses, aus Holz erbaut — getauft und in der römisch-katholischen Religion unterrichtet hatte. Ein Knecht führte das müde Pferd in den Stall. Pater P. und Larnier traten ins Haus, die Mutter mit dem Lichte voran. Larnier wechselte seine durchnäßten Kleider, während der ehrwürdige Jesuit sich am hell lodernden Kaminfeuer trocknete. Die Kinder waren noch nicht eingeschlafen, und hatten den Vater kommen gehört.

Sie riefen der Mutter und baten, ob sie nicht aufstehen und den Vater begrüßen dürften. Ein abschlägiges „Nein! Kinder! schlaft — morgen dann" aus dem Munde der Mutter brachte die Kinder zur augenblicklichen Ruhe. Larnier und der ehrwürdige Jesuit erquickten sich noch mit Speise und Trank, und legten sich nach verrichtetem Gebete zur Ruhe.

Am andern Morgen wurde von der Mutter dem ehrwürdigen Jesuiten und ihrem Manne die junge Indianerin gezeigt und erzählt, wie selbe ins Haus gekommen sey. Diese kauerte sich furchtsam in den Winkel zusammen und stieß unverständliche Laute aus. Der Jesuit betrachtete sie näher, um ihrem Aeußern nach zu beurtheilen, welchem Stamme der Indianer sie angehöre, und fragte sie auf Indianisch, wer sie sey? Da sprang die Indianerin freudig auf und sprach: „Die Tochter des großen Waldbibers." Der Jesuit fragte sie wiederum, wie sie denn hierher gekommen sey; und diese erzählte in gebrochenen Sätzen ihr bisheriges Loos; nur was sie von der „guten Frau" und „schenk dir die Freiheit" durch einander redete, konnte dem ehrwürdigen Jesuiten nicht klar werden. Endlich zog die Indianerin ihre Geldmünze hervor und zeigte auf das Bild derselben: „Gute Frau da sprach: „„Vertrau' dich mir, ich schenk' die Freiheit dir;"" dann erzählte sie erst, wie sie zu dieser Münze gekommen, und ihr jenes geträumt habe. Der ehrwürdige Jesuit erhob Hände und Augen himmelwärts und betete, indem er auf seine Knie niederfiel: „Jesus, liebreichster Heiland! Erbarme dich meiner

und dieser jungen Seele hier, die dich noch nicht kennt, aber deine erbarmende Liebe schon erfahren hat. Würdige den sündhaften Knecht, diese Seele dir zu gewinnen. Gib du ihr die wahre Freiheit von der Sünde und den Banden des Teufels. O Maria, du Stern des Heiles! diese Seele vertraut sich dir, ohne dich recht zu kennen. Erbitte ihr bei deinem lieben Sohne die Freiheit, die sie hofft, die Freiheit der Kinder Gottes." Larnier und seine Gattin hatten unwillkührlich in diese Seufzer ihres geistlichen Vaters eingestimmt. Jetzt erzählte er ihnen die seltsame Unterredung und zeigte ihnen die Münze, auf welcher das Bildniß der Himmelskönigin mit dem lieben Jesuskinde geprägt war. Freudiges Staunen malte sich auf ihrem Angesichte; sie erkannten hierin Gottes liebende Fügung, die dem Menschen auch das Unbedeutendste zu seinem Besten zu lenken weiß. Der ehrwürdige Jesuit nahm die Münze und erzählte der Indianerin kurz die Geschichte Mariens und ihres göttlichen Kindes Jesu, und versprach ihr ein schönes Geschenk, wenn sie ihm sagen könnte, was er ihr heute gesagt habe. Nach einigen Tagen hatte der ehrwürdige Jesuit die Freude, daß die junge Indianerin die Hauptwahrheiten der katholischen Religion aufgefaßt hatte und die wichtigsten Begebenheiten aus der Geschichte Jesu langsam und mit einiger Beihilfe hererzählen konnte. Nun veranstaltete der ehrwürdige Jesuit die heilige Taufe dieser heidnischen Indianerin. Die Gattin Larniers übernahm die Pathenstelle. Die Indianerin wurde in

Larniers Hauskapelle geführt, nachdem sie gehörig vorbereitet war. In priesterlicher Kleidung harrete der Jesuit im Gebete versunken vor dem Hausaltare; auf seinen Wink legte nun die Indianerin, und ihr zur Seite Larniers Gattin, während die übrigen Glieder des Hauses in heiliger Ehrfurcht und stille für die zu Taufende beteten, das apostolische Glaubensbekenntniß ab und betete mit sichtbarer Rührung das „Vater unser.“ Auf die Frage um ihren Glauben an den dreieinen Gott antwortete sie mit freudigem Ja; und auf die dreimalige Frage: „ob sie getauft werden wolle?“ sagte sie mit Thränen in den Augen: „Vater! ich verlange es.“ Während Larniers Gattin ihre Hand auf die Schulter ihres Täuflings legte, goß der ehrwürdige Vater dreimal in Kreuzesform, unter den Worten: „Maria! ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes — Amen“ Wasser auf das Haupt der Indianerin und salbte dasselbe mit dem „Chrisam des Heiles.“ Hierauf legte er ihr ein langes weißes Gewand an und gab ihr eine brennende Kerze in die Hand; dann ermahnte er die Neugetaufte zum Danke gegen den lieben Heiland und die Himmelskönigin Maria, auf deren Fürbitte sie das kostbarste Geschenk — die ächte Freiheit — erhalten habe, und feierte mit erhöhter Inbrunst des Herzens das geheimnißvolle Opfer der heiligen Messe. Noch nie hatte eine solch innige Andacht in dieser Hauskapelle ihren Wohlgeruch ausgebreitet. Freude leuchtete aus den Augen eines jeden Anwesenden.

Hierauf wurde eine kleine Mahlzeit veranstaltet, an der alle, auch die beiden Knechte theilnehmen durften. Die getaufte Indianerin lächelte immer freundlich; nur griff sie nach jeder Speise, die man ihr darreichte, mit den Fingern, was den beiden kleinen Mädchen manchen Anlaß zum Lachen gab. — Der ehrwürdige Jesuit blieb noch einige Tage, unterrichtete bald die Indianerin, bald die Kinder des Hauses; jeden Morgen aber bei der Feier der heiligen Messe hielt er an die Erwachsenen eine kurze Anrede, alle im Glauben stärkend und zum getreuen Festhalten an die heilige, römisch-katholische Kirche ermahnend. Am letzten Tage seines diesmaligen Aufenthaltes spendete er den Erwachsenen die heiligen Sakramente der Buße und des Altars. Der Abschied von dem ehrwürdigen Jesuiten fiel Allen schwer, am schwersten der neugetauften Maria; er versprach in drei oder längstens vier Monaten wieder zu kommen. — Ehe er ging, lehrte er die beiden Mädchen noch, Maria in der Indianersprache als „Liebschwester" grüßen. Larnier begleitete seinen geistlichen Vater mehrere Meilen weit, und kehrte unter den Segenswünschen desselben getrost zu den Seinen zurück.

Als die beiden Mädchen das erste Mal Maria in der Indianersprache als „Liebschwester" begrüßten, hatte diese eine herzliche Freude; aber diese dauerte nur so lange, bis sie merkte, daß jene nicht mehr verständen. Nach und nach lernte Maria einiges von der Sprache der Kinder, die ihr sonst manches Vergnügen machten. Sie trug die Münze mit Mariens Bild, die der ehrwürdige Jesuit

gesegnet hatte, als ihren größten Schatz an einem Bande beständig um den Hals — lernte schnell die meisten der häuslichen Arbeiten, gewann den kleinen Knaben recht lieb und trug ihn fast immer auf den Armen herum. Der ehrwürdige Jesuit hielt Wort; von drei zu fünf Monaten kam er in das einsame Haus im Walde, lehrte, stärkte, spendete die heiligen Sakramente, feierte das heiligste Meßopfer. —

Maria aber wurde eine eifrige Christin. Verglich sie ihre gegenwärtigen Verhältnisse mit dem Zustande vor ihrer Taufe, dann fühlte sie in ihrem Herzen das ganze große Glück, eine katholische Christin zu seyn. „O wenn nur alle Brüder meines Stammes, ja wenn nur alle Indianer des Glückes, das ich jetzt genieße, theilhaftig würden!“ seufzte Maria im Stillen und betete zu dem göttlichen Heilande, daß er sich der Nichtgetauften erbarmen möge, und flehte die Himmelskönigin, ihre Namenspatronin, kindlich an, um die Bekehrung der Indianer am Throne Gottes ein mächtiges Fürwort einzulegen. Die Bekehrung der Indianer wurde für Maria eine Herzensangelegenheit, und äußerte sich hierüber auch einmal gegen den ehrwürdigen Pater P. . ., der sie dann liebevoll tröstete, ihr versprach, soviel an ihm liege, zur Erfüllung ihres heißen Wunsches beizutragen, und sie aufforderte, in ihrem Gebete zu verharren: „Meine Tochter!“ vereinige du nur dein Gebet um die Bekehrung deiner Brüder mit dem ununterbrochenen Gebete der ganzen katholischen Kirche, die nichts sehnlicher verlangt, als alle Menschen in ihren wahrhaft mütterlichen

Schooß aufnehmen zu können. Und so geschah es, daß auch für dich schon gebetet wurde, ehe du eine Christin geworden. Erkenne hierin die allumfassende, göttliche Liebe der katholischen Kirche! — Ja, mein Kind! aufhören würden dann die blutigen Kriege unter den Indianern, keiner würde sich am andern mehr rächen.. alle würden sich aufrichtig als Brüder, als Kinder Eines Vaters, Einer Mutter, als Erlöste durch Jesu Leiden und Sterben, in herzlicher Liebe umarmen... Es wird geschehen.. Wenn nur unsere Christenbrüder im Europa nicht ermüden im Gebete, nicht nachlassen, uns kräftig zu unterstützen!" Sprach's — Freudenthränen funkelten in seinem begeisterten Auge — dann sank er auf seine Knie hin und betete: „Herr der Aernte! die Arbeit ist groß und viel — aber wo sind die, welche sie verrichten.? — Sende Arbeiter in deinen Weinberg und stärke mich, daß ich nicht ermüde, dein Reich auf Erden auszubreiten, damit dein Name verherrlicht und geheiligt werde unter und von allen Menschen." Alle Anwesenden hatten stille mitgebetet — Maria wußte nicht, wie ihr geschehen; sie hat noch längere Zeit im Stillen gebetet, ohne von den übrigen gestört zn werden. Von diesem Augenblicke an war es Mariens Hauptgeschäft, der Aufforderung ihres geistlichen Vaters nachzukommen, und erlebte die freudige Nachricht, daß das Christenthum unter den Indianern viele Anhänger fortwährend gewinne. Nach zehn Jahren starb Maria eines seligen Todes, betrauert von Larnier's Familie, die im Frieden lebte und im gottseligen Wandel verharrte.

Schooß aufzunehmen zu können. Und so geschah es, daß auch für dich schon gebetet wurde, ehe du eine Christin geworden. Erkenne hierin die allumfassende, göttliche Liebe der katholischen Kirche! — Ja, mein Kind! aufhören würden dann die blutigen Kriege unter den Insulanern, keiner würde sich am andern mehr rächen; alle würden sich aufrichtig als Brüder, als Kinder Eines Vaters, Einer Mutter, als Erlöste durch Jesu Leben und Sterben, in herzlicher Liebe umarmen.... Es wird geschehen... Wenn nur unsere Christenbrüder im Europa nicht ermüden im Gebete, nicht nachlassen, uns kräftig zu unterstützen!" Sprach's — Freudenthränen funkelten in seinem begeisterten Auge — dann sank er auf seine Kniee hin und betete: „Herr der Aernte! die Arbeit ist groß und viel — aber wo sind die, welche sie verrichten? — Sende Arbeiter in deinen Weinberg und stärke mich, daß ich nicht ermüde, dein Reich auf Erden auszubreiten, damit dein Name verherrlicht und geheiligt werde unter und von allen Menschen." Alle Anwesenden hatten stille mitgebetet — Maria wußte nicht, wie ihr geschehen; sie hat noch längere Zeit im Stillen gebetet, ohne von den Übrigen gestört zu werden. Von diesem Augenblicke an war es Mariens Hauptgeschäft, der Aufforderung ihres geistlichen Vaters nachzukommen, und erlebte die freudige Nachricht, daß das Christenthum unter den Insulanern viele Anhänger fortwährend gewinne. Nach zehn Jahren starb Maria eines seligen Todes, betrauert von Xavier's Familie, die im Frieden lebte und im gottseligen Wandel verharrte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heissler, F. G.

Pater Edmund's Erzählungen und Volkssagen

Bd.: 1

Neuburg a. d. D. 1841

Paed.pr. 1484-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759949-7